

Zeitschrift:	Jahrbuch der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber:	St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band:	67 (1933-1934)
Artikel:	Der Stand der Steinwildkolonien in den Schweizeralpen
Autor:	Bächler, E.
Kapitel:	IV: Die Wiedereinbürgerung des Steinwilden
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-834812

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ne considérait pas comme suffisantes pour cela les nombreuses apparitions accidentelles en territoire français". Der Abschuss von Steinwild in der Gegend von Bonneval oder im Val d'Isère entspricht nur zu sehr den Tatsachen. — *Lavauden* erlässt deshalb einen starken Ruf zum Schutze der auf französischem Boden stehenden Steinböcke, nach dem Vorbild des Parco Nazionale del Gran Paradiso, wie auch zur Begründung eines eigenen französischen Nationalparkes im Umkreis der Gemeinde Saint-Christophe-en-Oisans. Inwieweit sich dieser schöne Gedanke verwirklicht hat, ist mir unbekannt.

IV. Die Wiedereinbürgerung des Steinwilde.

Der Wunsch, das in unserem schweizerischen Alpengebirge durch den Menschen (seine Jagd) und seine Kultur (Alpwirtschaft) ausgerottete Steinwild wieder auflieben zu lassen, beschäftigte einsichtige Naturkundige wie besonders auch weidgerechte Nimroden schon recht lange und eindrucksvoll. Ich kann hier erste Versuche hierzu um so kürzer behandeln, weil ich sie in meiner früheren Schrift eingehender beschrieben habe, und sie alle miteinander auf ziemlich ausgesprochener Unkenntnis der Lebensanforderungen und der gesamten Biologie des Steinwilde aufgebaut waren, dabei auch stets die unselige Idee obenauf schwang, echtes, blutreines Steinwild mit gewöhnlichem Hausziegenblute zu kreuzen; eine Idee, die namentlich aus Jägerkreisen stammte, die mit Steinwild nie etwas zu tun hatten und deshalb auch nichts verstanden von einer rationellen Steinwildzüchtung und noch weniger von den biologischen Lebensbedingungen dieses herrlichen Hochlandwildes.

Von den Versuchen seien hier nur in Kürze jene um 1815 in Bern, am Abendberg bei Interlaken, am St. Gotthard, alsdann der erste Versuch der Sektion „Rätia“ des S. A. C. im Jahre 1879 mit einer 13köpfigen Bastardsteinwildkolonie im *Welschtobel* bei Arosa erwähnt, wo auch derselbe ein klägliches Ende fand. — Der tödliche Angriff eines dortigen Bastardbockes auf den harmlosen Touristen *Krebs-Gygax* von Schaffhausen wurde seinerzeit in mehreren Kalendern ausführlich beschrieben und illustriert. — Der zweite Versuch der Sektion „Rätia“ 1887 im *Spadlatschagebiet* ob Filisur, diesmal klugerweise mit echtem Alpensteinwild ausgeführt, scheiterte aber 1890 an unzweckmässiger Geschlechtermischung und weil zum Teil viel zu junge Tiere zur Aussetzung gelangten. Es waren darunter

solche von nur wenigen Monaten Alter, die sich nicht selbst genügend ernähren konnten, da sie den Zahnwechsel noch nicht erledigt hatten. — Schon früher und immer wieder wurden auch in Tirol, Steiermark und Krain mehrfach in Wildgehegen Versuche angestellt, wobei meistens auch gekreuzte Produkte zur Verwendung kamen und die deshalb nie ein blühendes Gedeihen fanden.

Vergebens hatte *Dr. A. Girtanner*, damals und noch lange der beste Kenner auch der Biologie des Steinwildes, in seiner 1879 erschienenen Schrift, die heute noch als die beste anzuerkennen ist, in Sperrdruck und in teils gerecht-sarkastischer Weise gegen die grund-falsche Ansicht der Jäger geeifert, dass es möglich sei, durch Kreuzungen von echtem Steinbockblut mit Hausziegenblut zuletzt (durch fortwährende Weiterkreuzung) reines oder nahezu reines Steinbockblut herauszubringen. Sagt er doch: „Hausziegen, mit ihrer wilden Verwandtschaft vermischt, werden immer *Haustiere* erzeugen, freiheits-lustiger oder stallbeflissener je nach der Eltern Lebensweise. Steinbockblut und Hausziegenblut zusammengebracht, wird weder ein gutes Haustier noch ein eigentliches Wildtier, weder in geistiger noch in leiblicher Hinsicht hervorbringen, sondern ein unglückliches Wesen, dem die Freiheit zu weit oder die Gefangenschaft zu enge ist.“ Dies wörtlich nach *Girtanner* und das andere, was er mir mehrmals mündlich geäusserst hat: „Steinwildbastarde besitzen keine einzige Tugend des Steinbocks, aber alle Laster der Hausziege.“ Das hat u. a. auch unser Wildpark „Peter und Paul“ in St. Gallen erfahren, der bekanntlich anfänglich in Ermangelung von echtem Steinwild sich mit Kreuzungsprodukten begnügte, die als Junge, wie alles übrige Jungwild, recht possierliche Geschöpfe, à la Hausziegenkitz sind, gegen das Alter hin aber psychisch degenerieren, anmassend, wild und rüppelhaft, wie auch heimtückisch und gefährlich werden.

Schon *Dr. Girtanner* beschäftigte sich in weitgehendem Masse mit dem *Wiedereinbürgerungsproblem* des Steinwildes, wobei er sich dachte, „dass eine Versetzung des Steinwildes aus den Grajischen Alpen, aus dem Gran-Paradiso-Gebiete in andere Alpengebiete nur mit echtem Steinwild versucht werden dürfte“. Denn selbst dann wäre der Erfolg noch *ein sehr problematischer*. „Die Versetzung von echtem Steinwild bietet seine grossen Schwierigkeiten dar — ganz auffallend verschieden von Salatstecklingen“. Schon der Einfang dieser Tiere, der Transport, die Auswahl eines wirklich zusagenden neuen Standortes, die genügende Sicherheit vor Wilddieben, die richtige Geschlechter-

mischung und manche andere Dinge müssten vorerst richtig erwogen werden, bevor man an die Ausführung ginge. Auch die vorherige Aufzucht von Steinwild in Parkgehegen wollte *Dr. Girtanner* nicht recht behagen. Er befürchtete das allzugrosse Zahmwerden der Jungtiere, die zu starke „Anbiederung“ der Tiere an den zuchtbeflissenen Menschen und damit das Versagen in der Freiheit, wo die Tiere „wild“ sein müssen, ihrer angestammten Art getreu bleibend. — Alle diese Bedenken des tierpsychologisch wohlgeschulten Steinbockkenners waren durchaus gut begründet, wie sich das später bewiesen hat.

Als dann aber im Jahre 1892 die Gründung des Wildparkes „Peter und Paul“ auf dem Rotmontenberge ob St. Gallen erfolgte, an dessen weiterem Ausbau Dr. Girtanner bleibende Verdienste besitzt — war er doch der kompetente zoologische Berater in der Wildparkkommission, gelegentlich auch der Beschaffer von Parkwild, dessen Räten und Weisungen stets dankbar-williges Gehör geschenkt wurde — dachte auch er an die Möglichkeit, innerhalb der geeigneten Einrichtungen in genanntem Wildpark die Steinwildaufzucht verwirklichen zu können. Bereits hatte man daselbst mit sichtlichem Erfolge das sonst schwer haltbare *Gemswild* zur Fortpflanzung und zu erfreulichem Bestande gebracht. Für die Hege, Pflege und Züchtung des *Steinwildes* hatten sich aber gleichzeitig in der Wildparkkommission die Herren *Robert Mader*, Besitzer des Hotels „Walhalla“, Präparator *E. Zollikofer* und Forstverwalter *Martin Wild*, der „Bauherr“ des Wildparkes, lebhaft interessiert. Dieses „vierblättrige Kleeblatt“ liess nun die Verwirklichung der Steinwildaufzucht im Gehege nicht mehr aus dem Auge.

Ein Jahr vor dem Tode *Dr. Girtanners*, der 1907 erfolgte, also 1906, wurde ihm vom Aostatale her eine Steinwildofferte gemacht, die er aber wegen des ihm zu hoch scheinenden Preises (3000 Fr. für drei mehrwöchige Steinkitz) nicht berücksichtigte. Dagegen benützte dann sein Kollege in der Wildparkkommission, Herr Direktor *Robert Mader*, die Gelegenheit zu ihrem Ankaufe, wobei er und Herr Präparator *E. Zollikofer* für die finanzielle Regelung des Kaufgeschäftes eintraten. Das war der erste *Grundstock* zur Errichtung der Wildpark-Steinbockkolonie. Dr. Girtanner hatte also noch die Freude, ein Jahr lang das fröhliche Gedeihen und Treiben dieses allerliebsten Trios mitansehen zu können. Ueber die weitere Entwicklung dieser kleinen Erstkolonie während der folgenden fünf Jahre und auch späterhin habe ich mich in meiner mehrmals erwähnten früheren Arbeit ausführlich verbreitet, und ich kann hier auf diese verweisen. — Ich darf auch

hier schon darauf aufmerksam machen, dass unser chemaliger Parktierarzt, Herr *Dr. med. vet. F. Kelly* in St. Gallen, der die Steinwildkolonie von 1917 — 1929 in ausgezeichneter, gewissenhafter und hingebender Weise betreute und sich damit bleibende grosse Verdienste erworben hat, seine Erfahrungen in der Entwicklung dieser Kolonie in Zeiten der Erfolge und Misserfolge zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Abhandlung gestalten wird. — Es soll aber auch nicht vergessen werden, wie durch seine fachmännisch ganz auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Anordnungen in prophylaktischer, ätiologischer und klinisch-therapeutischer Hinsicht mehr als einmal die mit dem Untergange bedrohte Steinwildkolonie im Gehege wieder gerettet werden konnte, und vorab *ihm* ist es zu danken, wenn mit den zunehmenden Steinwildverkäufen an den Bund (zur Aussetzung) auch der Wildpark selbst sich finanziell zu halten vermochte. Denn die Beiträge von Seite behördlicher und privater Gönner des Wildparkes (Subventionen und Jahresbeiträge) hätten hierzu niemals ausgereicht.

Ohne der Arbeit von *Dr. Kelly* hier vorzugreifen, muss doch schon erwähnt werden, dass in unsren Wildpark und besonders in das Steinbockgehege mehrmals recht arge *Schmarotzertiere* aus der niedern Tierwelt *eingeschleppt* wurden, die, wenn nicht rechtzeitig mit aller Energie eingeschritten worden wäre, zur Katastrophe für die Kolonie hätte werden können. Von diesen Parasiten nenne ich *die Räude* (*Sarcoptes squamiferus*), die in besonderer Varietät bei der *Hausziege* auftritt (var. *caprae*), von ihr mit Leichtigkeit auf das im zoologischen System verwandtschaftlich so nahestehende Steinwild übergeht und daselbst so grosse Verheerungen anzurichten imstande ist wie beim zahmen Haustier. Die damalige *Räude-Invasion* stammte von aus dem Aostatal gekommenen Jungtieren (1913), die auf ihrem Gebirgstransporte über den grossen St. Bernhard in Ziegenställen untergebracht wurden, in denen die *Ziegenräude* herrschte (eine allgemeine Erscheinung in dortigen Gegenden!). Diese milbenartigen Schmarotzer gelangten durch direkte Uebersiedelung auf die Jungsteinwildtiere. In der Tat hatte man damals noch gar keine Kenntnis von der Möglichkeit einer Invasion (ich vermeide hier das Wort „Infektion“) der Hausziegenmilbe auf den Steinbock; auch in der zoologisch-pathologischen Literatur bestanden hierüber keine Angaben. — Erst der volle Ausbruch der Räude (*Sarcoptes*) beim Grossteil des Parksteinwildes, der sich in erschreckender Weise geltend machte, führte zu sofortigen energischen Gegenmassnahmen. Die von Herrn *Dr. Kelly* angewendeten, von ihm

bei Hunde- und Pferderäude mit Erfolg durchgeführten klinisch-therapeutischen Behandlungen sowie besonders die Anwendung anti-skabiöser Mittel, wobei aber auch einige sogenannte „Dauerträger“ dieses Schmarotzers beseitigt werden mussten, führten zu einer Total-sanierung und Rettung der von der Invasion heimgesuchten Steinwild-kolonie. Eine Hauptaufgabe bildete aber namentlich die künftig strenge durchgeführte *Quarantäne* (mindestens 6 Wochen) von Tieren, die von auswärts bezogen wurden, die, im Separatgehege untergebracht, auf eine eventuelle Invasion von Sarcoptes-Räude genau beobachtet werden konnten. So kam es, dass dieser unwillkommene, verheerende Gast nie mehr in unserem Steinwildgehege aufgetreten ist.

Einen weiteren Feldzug hatten wir zeitweise mit den in Wild-gehegen so oft auftretenden *Darm- und Lungenwürmern* aus der Gruppe der *Trichotrachelidae* der Fadenwürmer (Filarien und Stron-gyliden) -Familie anzubahnen. Die Totalreinigung der Gehege, ins-besondere aber die völlige Trockenlegung der Gehegeböden, in denen bei nassem Wetter stagnierende Wassertümpel entstanden und damit zum Brutorte der Wurmschmarotzer wurden, die Besetzung der Böden mit Steinplatten oder makadamisierten Belägen, endlich die Entfernung jeglichen Unkrautes in den Gehegen, namentlich des stets in Massen wuchernden einjährigen Rispengrases (*Poa annua L.*) bildeten die sich bewährenden Abwehrmittel gegen diese gefährlichen Steinwildfeinde.

Durch den Bezug von Steinwild aus einem ausländischen Stein-wildgehege erhielten wir das recht zweifelhafte Geschenk von *Läusen*, also Schmarotzern, die sich mehr an der Oberfläche der Oberhaut (Epidermis) aufhalten, die aber dem Wilde nicht weniger gefährlich werden können, da sie, in Ueberzahl auftretend, seine richtigen Peiniger werden und die Tiere physisch stark herunterbringen können. Schon eine erste sorgfältige Behandlung durch Herrn *Dr. Kelly* und die ebenso einschneidende klinisch-therapeutische Methode des Nachfolgers als Parktierarzt, Herrn *Dr. med. vet. Bischofberger*, vermochten auch dieses Feindes Herr zu werden.

Neben diesen drei genannten Tierschmarotzern machte sich in unserem Steinwildgehege eine Erscheinung bemerkbar, die zu grosser Besorgnis Anlass gab. Es war dies der sog. *endemische Kropf*. Nament-lich bei *ältern* Tieren auftretend, wo er als eine typische Degenerations-wirkung gedeutet werden musste, als Folge langer Gehegezucht bezw. Domestikation, brachten kropfige Steingeissen auch ihre Jungen mit Kropf behaftet zur Welt. Oft derart, dass bei der Geburt der Jung-

tiere sowohl Mutter wie Kind in Lebensgefahr standen. — Da Kropf-erscheinungen bei Menschen und Tieren auf einen Ernährungsmangel, bzw. auf eine Konstitutions-Verschlechterung zurückgeführt werden können, so musste letzteren eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden. Hygienische Untersuchungen des Kropfes hatten bereits erkennen lassen, dass dieser in Verbindung zu bringen ist zu einem spezifischen Mangel an *Jod* in der Nahrung für Mensch und Tier.

Dies war denn auch der Grund, dass sich der Wildparktierarzt Herr *Dr. F. Kelly* mit Herrn *Dr. med. Eggenberger*, Chefarzt am Krankenspital in Herisau, einer führenden Persönlichkeit in der Kropfbekämpfung speziell im Kanton Appenzell Ausser-Rhoden, in Verbindung setzte, und zwar hauptsächlich in der Frage der Verabreichung des sog. *Vollsalzes* (jodhaltiges Salz) an unsere Steinwildtiere im Wildpark. Die diesbezüglich eingeleiteten Vorkehrungen hatten denn *einen ganz überraschenden Erfolg*. Gleichsam automatisch verschwanden die Kropfgeburten, und selbst bei schon länger mit Kropf behafteten Geissen ging dieser in sichtbarer Weise zurück, wenn er auch nicht völlig zum Verschwinden gebracht werden konnte. Die Hauptsache war, dass die zur Welt gebrachten Jungen von diesem gefährlichen und lästigen Uebel verschont blieben. Von besonderer Wichtigkeit war dies für jene Jungtiere, die nach einem Jahre vom Wildpark weg in die Freiheit der Berge versetzt wurden.

Als weiterer schlagender Beweis für die Richtigkeit der Annahme vom vorhandenen Jodmangel in der Wildparkfütterung möge folgende Tatsache aufgeführt werden. Der damalige Wildparkwärter, beeinflusst von Drittpersonen, die die Jodsalzbehandlung des Steinwilde als gefährliche Manipulation betrachteten, weil sie die gewöhnliche Jodapplikation mit der minimalsten Beimengung von Jod im Vollsalz verwechselten, und letzterer die gleiche, für gewisse empfindliche Menschen schädigende Wirkung zuschrieben (Jod-Idiosynkrasie), unterliess es eine Zeitlang, die Wildpark-Steinwildtiere mit dem Vollsalz zu füttern und verabreichte ihnen gewöhnliches, unjodiertes Salz. — Die Folge davon war — wiederum automatisch — das *Wiederauftreten* des endemischen Kropfes bei den das Licht der Welt erblickenden Jungtieren! — Selbstredend wurde dafür Sorge getragen, dass derartige Missachtungen tierärztlicher Vorschriften in fernerer Zukunft unterblieben. — So ist es denn gekommen, dass seit jener Zeit die Kropfbildung sozusagen gänzlich aus unserer Parksteinwildkolonie verschwunden ist, da bis zur Stunde das Vollsalz, dessen Dosierung mit

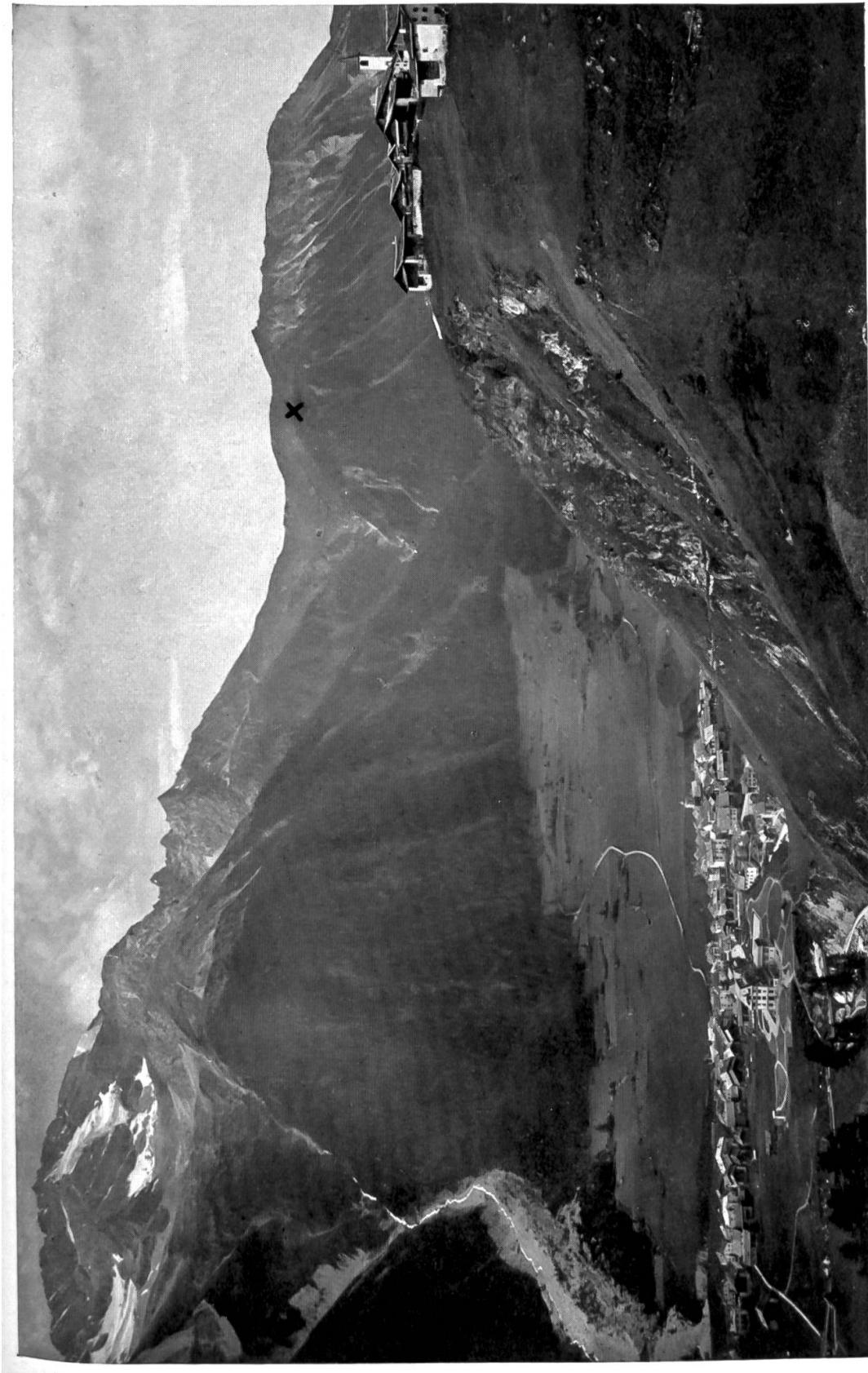
Jod stets unter der fachmännischen Kontrolle von Herrn *Dr. Eggenberger* steht, bezogen wird.

Ich habe hier in aller Offenheit diese in unserem St. Galler Wildpark aufgetretenen Krankheiten und Unzulänglichkeiten mit ihrem vollen Namen und Charakter gekennzeichnet. Es hat gar keinen Sinn, wie Vogel Strauss den Kopf in den Sand zu stecken, wo die reine Wahrheit zu ihrem Rechte kommen soll und aus ihr vorab *gelernt* werden kann, was, wo und wie man in einem Zuchtgehege zu beachten, zu verhüten und zu sanieren hat, wenn man Erfolge erzielen will. — Die Herren *Dr. Kelly* und *Dr. Bischofberger* sind aber jederzeit mit Freuden bereit, ihre langjährigen Erfahrungen auch anderen Zuchtgehegen zunutze kommen zu lassen. Auch hinsichtlich der Aufzucht, zweckmässigen Ernährung und richtigen Haltung von Steinwild im Gehege wie zur Vorbereitung der zur Aussetzung gelangenden Tiere. In allen diesen Punkten musste innert nahezu drei Dezennien gar vieles *gelernt* und *erfahren* werden, was früher in keinem Buche über Steinwild gestanden hat.

Wir werden weiter hinten ebenfalls auf einige Punkte und Notwendigkeiten zu sprechen kommen hinsichtlich Zahl, Alter, Geschlechtermischung, körperliche Konstitution usw. derjenigen Tiere, die nach ihrer Haltung im Wildpark in die Freiheit ausgesetzt werden.

Die Steinwildaussetzungen.

Im Jahre 1911, fünf Jahre nachdem die ersten Aostaner Steinwildtiere im Wildpark „Peter und Paul“ ihren Einzug gehalten hatten, war der Bestand der dortigen Kolonie ein so erfreulicher geworden, dass nunmehr der schon lange im Kopfe des Herrn Direktor *Robert Mader* reifgewordene Gedanke, mit der **Aussetzung von Steinwild in die Freiheit der Schweizeralpen** zu beginnen, zur Verwirklichung gelangen konnte. Freilich begegnete *R. Mader* bei der Mehrzahl seiner Wildparkkollegen einem bedeutungsvollen Kopfschütteln, die das Ganze als ein Wagesstück sonderart und als eine beinahe kaum zu verantwortende Utopie bezeichneten. Aber er fand in dem für den gleichen Gedanken ebenso begeisterten, damals eben ins 90. Altersjahr eintretenden eidgenössischen Oberforstinspektor *Dr. J. Coaz* einen tapferen Helfer und Mitkämpfer. Letzterer hatte es zudem in seiner Hand, auch die finanzielle Hilfe für den Ankauf von Steinwild durch die Eidgenossenschaft in richtige Wege zu leiten und dem damals einzige bestehenden Steinwildtierpark St. Gallen jährliche



Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.

Abb. 7. Bergün und Latsch mit Piz d'Aela (X Plan Purcher = Aussetzungsgebiet des Steinwildes).

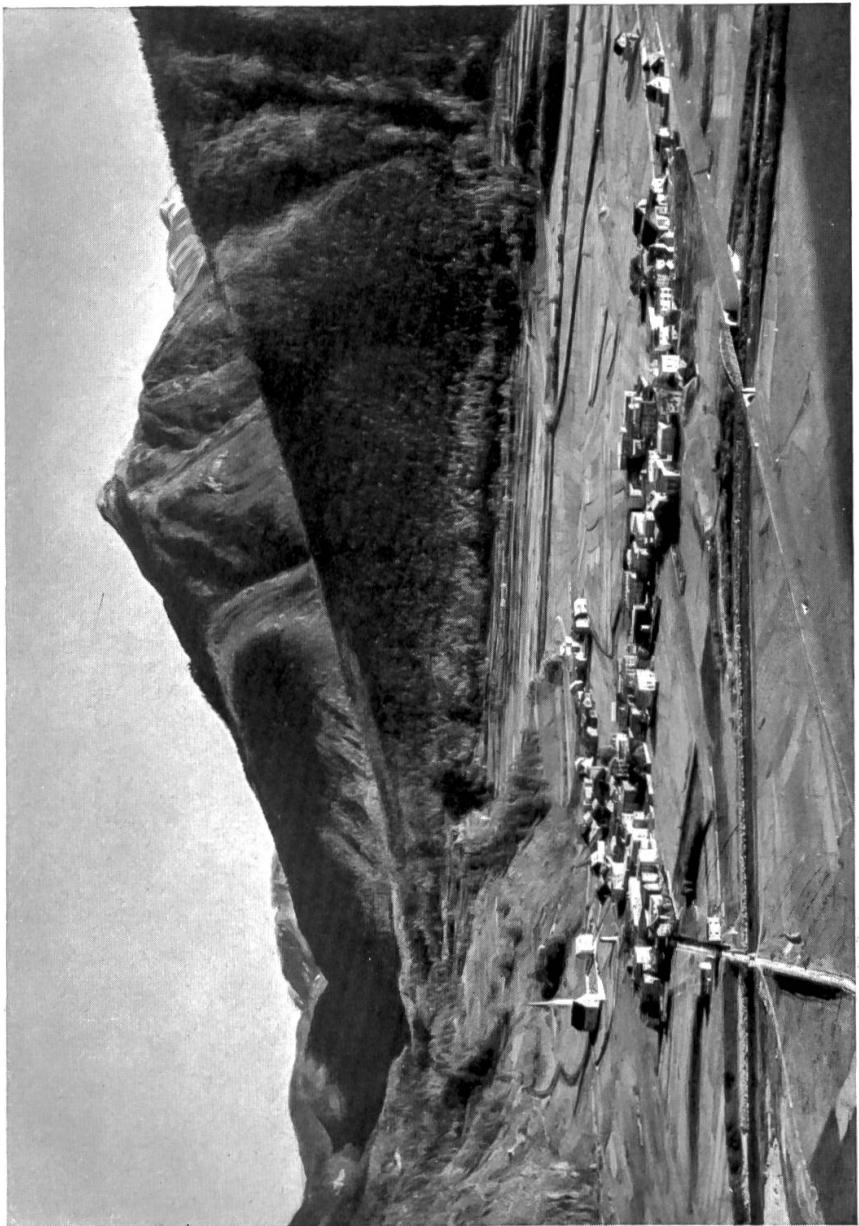


Abb. 8. Zernez mit Piz Terza, Piz Murtèr und Val Cluozza.

Phot. R. Grass, Zernez.



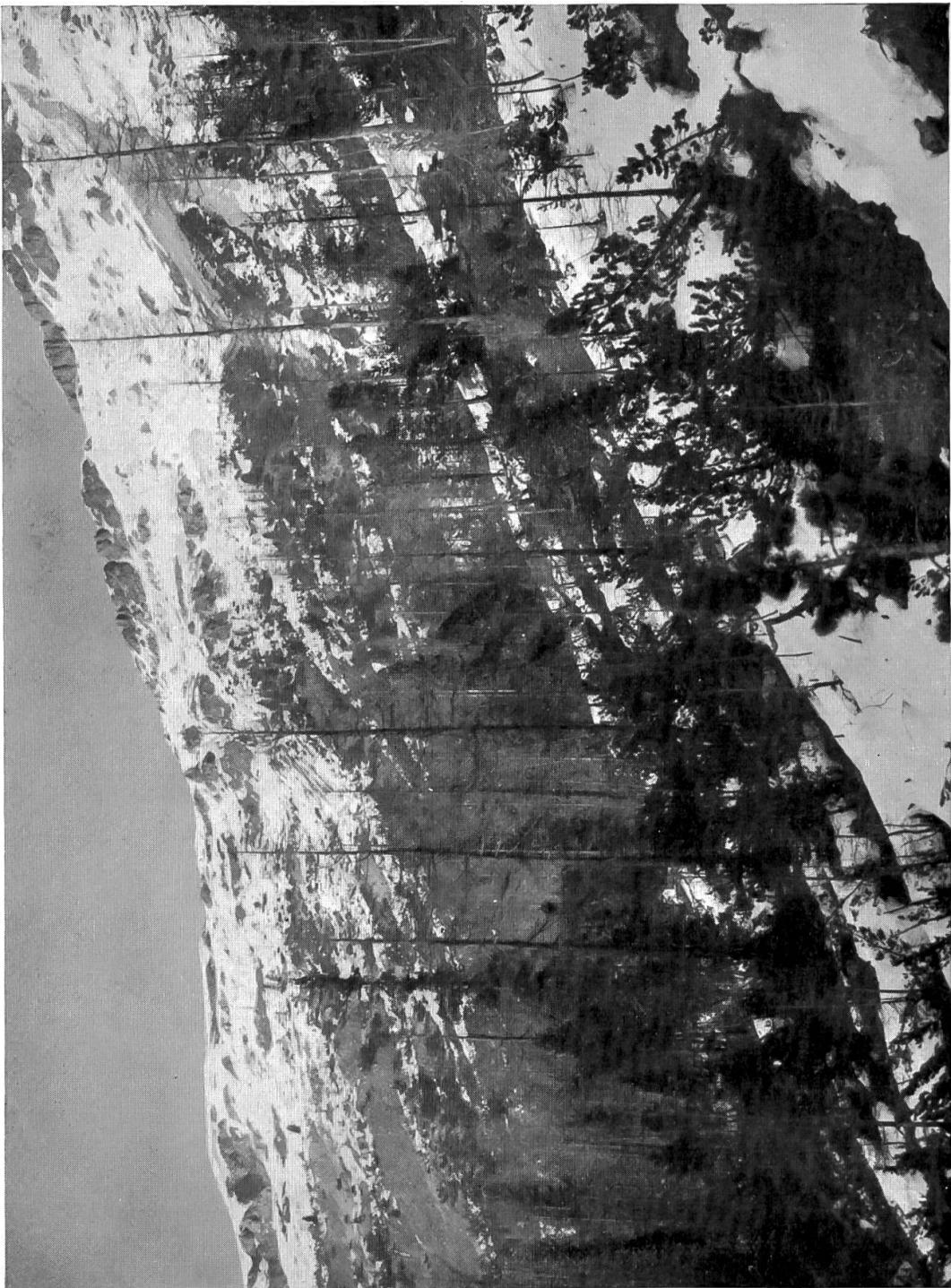
Phot. R. Grass, Zernez.

Abb. 9. Val Cluoza und Val del Diavel (Nationalpark).



Phot. R. Grass, Zernez.

Abb. 10. Val del Diavel und Val Sassa (Nationalpark).



Phot. Hermann Langen, Zernez.

Abb. 11. Val Cluoza mit Piz Terza (Westhang). Aussetzung 1923, 1924, 1926.

Subventionen zur Steinwildzucht durch das Oberforstinspektorat, das zugleich die Oberaufsicht über die eidgenössischen Jagdbannbezirke innehat, zuzuhalten.

1. Die Steinwildkolonie im Marchstein-Hühnerspitz.

(Graue Hörner - St. Galler Oberland.)

Der 8. Mai 1911 war der denkwürdige Tag, an dem das erste Quintett von Steinwildtieren aus dem Wildpark „Peter und Paul“ der goldenen Schweizer Bergfreiheit übergeben wurde. Ich habe dieses Ereignis in meiner „Wiedereinbürgerung“ des ausführlichsten geschildert. Dieser erste Einsatz geschah mit 5 Steinwildtieren: 2 Böcken (der eine 3 jährig, der andere 1 jährig) und 3 Geissen (zwei 2 jährig, worunter eine trächtig, eine 1 jährig). Ohne irgendwelche vorherige Erfahrung versuchte man es erstmals mit verschiedenalterigen Tieren, namentlich setzte man nicht geringe Hoffnungen auf den fortpflanzungsfähigen Bock und auf die trächtige Geiss. — In Wirklichkeit zeigte sich nun schon hier, dass man in der Auswahl älterer Tiere, d. h. mehr als 2 jährigen, äusserst vorsichtig sein muss, und nur solches Wild benützen darf zur Aussetzung, das im Wildpark noch nicht „zahm“ geworden ist infolge zu langen Umganges mit dem Menschen (Wärter). Denn solches an den Menschen und die Domestikation zu sehr gewöhntes Steinwild verwildert in der Freiheit nicht mehr, sondern läuft bei jeder Gelegenheit Berggängern und auch dem Wildhüter nach, begibt sich in die Gesellschaft zahmer Haustiere, besonders der Haus- oder Heimziegen, tritt mit ihnen in Kopulation, bezw. Kreuzung, und es entstehen daraus jene Bastardgeschöpfe, die Dr. Girtanner so treffend und sarkastisch gekennzeichnet hat.

In der Folge erwies es sich denn auch als Tatsache, dass namentlich Steinböcke (männlich) infolge „illegalen“ Umganges mit dem Femininum der Stallgeissen von ihren angetrauten Steingeissen kurzerhand aus dem Familienverbande *ausgestossen* und nie mehr zu ihnen zugelassen wurden. Die Sittenpolizei beim weiblichen Steinwild scheint in dieser Hinsicht eine geradezu mustergültige und unerbittliche zu sein!

Die nämliche Erscheinung der „Nichtverwilderung“ und der damit im Zusammenhange stehenden „Entartung“ hat sich auch herausgestellt bei solchen zur Aussetzung gelangten Steinwildtieren, die bei der Aufzucht im Wildpark am „Kindermammeli“ aufgezogen, also bei solchen, die als 3—5 wöchige Kitz aus dem Aostatale bezogen wurden, die sich vollständig an den die Kuhmilch verabreichenden Wärter oder

seine Frau gewöhnten und damit in die Rolle eines völlig zahmen Haustieres fielen. Doch nicht etwa der Mangel der Muttermilch trägt an diesem Zahmwerden die Schuld, sondern eben einzig die Anbiederung und Anpassung an den Menschen.

Die bei den Aussetzungen des Steinwildes gesammelten Erfahrungen haben deshalb die strenge Bestimmung erforderlich gemacht, *nur solches Wild der Freiheit zu übergeben, das von seinem Muttertier im Wildpark gesetzt, durch dieses gesäugt und bis zum Alter von einem Jahre auferzogen wurde*. Derartige, nicht an den Menschen gewöhnnte Jungtiere bieten die Gewähr, rasch nach der Aussetzung in die Berge richtig zu „verwildern“, d. h. vor dem Menschen die Flucht zu ergreifen. — Eben aus diesem Grunde hat man im St. Galler Wildpark schon seit einer Reihe von Jahren die Einrichtung getroffen, dass die hochträchtigen Steingeissen, jede für sich, in ein besonderes Gehege untergebracht werden. Hat sie ihr Junges zur Welt gesetzt, so bleibt sie mit diesem mehrere Monate lang allein, damit sie ihm sich widmen kann, wobei sie eine rührende Mutterliebe und Sorgfalt um ihr Kleines an den Tag legt. Futterneid und gegenseitige Streitereien, wie sie beim früheren Zusammenlassen aller Tiere, jung und alt, Böcke und Geissen an der Tagesordnung waren, sind heute gänzlich ausgeschaltet. Ausser dem Wärter, dem es untersagt ist, die Tiere zu „zähmen“, hat niemand Zutritt zu den Muttertieren und ihren Jungen, weshalb diese scheu und wild bleiben, und für einen Fremden wäre es unter Umständen gewagt, ein Gehege zu betreten, wo solche untergebracht sind. So eine Steinbockmutter ist eine tapfere Verteidigerin ihrer selbst wie auch ihres Jungens.

Hier bei der ersten Aussetzung im Marchstein-Hühnerspitzgebiet zeigte sich bereits der Nachteil, wenn älteres, beinahe gezähmtes Steinwild oder solches, das am „Milchmammeli“ vom Menschen auferzogen wurde, in Freiheit gelangt. So machte der 3 jährige Bock „Peter“, der „Ritter vom Rappenloch“, wie er von einem Volksdichter besungen wurde, keine Miene zu „verwildern“; er lief bald Touristen nach, bettelte sie um Nahrung (Brot etc.) an, wanderte dem Tale zu, brach in die Hausziegenställe ein und trieb dort unstatthafte Allotria. Zu rechter Zeit wurde er eingefangen und in Kiste nach dem Wildpark St. Gallen zurückspediert. Dort wurde er Stammhalter einer ansehnlichen Nachkommenschaft, erlag aber bereits nach drei Jahren der Scaroptes-Räude (Schädel und Gehörn sind im „Jägerstübli“ des Restaurants „Peter und Paul“ beim Wildpark aufgehängt). Er wurde

alsbald durch einen andern, 2 jährigen, aus dem gleichen Wildpark ersetzt. (23. Juni). Aber auch die im Mai der Freiheit übergebene trächtige, 2 jährige Geiss, die richtig am 20. Juni zur grossen Freude des Wildhüters und aller Steinbockfreunde ein munteres Kitz zur Welt brachte (nach mehr als hundert Jahren Steinbock-Mutterfreuden im schweizerischen Gebirge!), wollte einfach nicht verwildern. Auch sie musste wieder in den Wildpark zurückgesandt werden, nachdem sie wahrscheinlich noch ihr zweites Junges (1912) in die Freiheit gesetzt hatte. Es war deshalb doppelt notwendig, dass schon in diesem Jahre abermals 2 Geissen ins Gebirge nachgeschoben wurden.

Eine freundliche Fügung wollte es, dass diese Erstkolonie schweizerischen Steinwildes einen so verständnisvollen, tierfreundlichen und treuen Hüter in dem in Weisstannen stationierten staatlichen Wildhüter *Hanselmann* gefunden hatte, dem schon seit mehreren Jahren mit noch zwei andern Wildhütern die Ueberwachung des Jagdbanngebietes Graue Hörner anvertraut war. Er gab sich grösste Mühe in der Beobachtung und Betreuung seines stolzen Wildes und erstattete alljährlich und auch zwischenhinein ausführliche Berichte über den Stand des Steinwildes und sein zunehmendes Wachstum, wobei er immer mit höchster Freude Ende Mai oder Anfang Juni das Erscheinen von im Gebiete geborenem Steinwild meldete. Denn seine Anwesenheit war ihm der sicherste Maßstab für das Gedeihen der Kolonie. — Ein ganz grosser Uebelstand in diesem Gebiete war aber seine schwierige Uebersichtlichkeit. Solange die Tiere noch in kleinerer Zahl und mehr beisammen waren, liessen sie sich noch verhältnismässig gut und richtig feststellen. Als sie aber zahlreicher wurden, zerstreuten sie sich in kleinere Trupps, die ganz verschiedene Stellen des Gebirgsstocks besiedelten. — Dieser ist namentlich in seinen Nordhängen stark gegliedert und von zahlreichen Töbeln und Runsen durchzogen. Zur Beobachtung und zum Ausfindigmachen des Steinwildes musste man sich stets auf den gegenüberliegenden Berghang von Gafarren und Oberlavytina begeben. Eine genaue Zählung liess sich zu keiner Zeit bewerkstelligen, um so mehr als die Aufteilung in verschiedene Gruppen sich immer stärker geltend machte. Bald sah man solche im Rappenloch, in der Nähe des jeweiligen Aussetzungsortes, bald auf der Höhe des Marchstein, des Hühnerspitz, dann in dem weiter entlegenen Valtnov, Valtüsch und am Laritschkopf.

Sozusagen jedes Jahr wurden Anfang bis Mitte Juni die ersten Kitz mit ihren Müttern beobachtet, doch kaum mehr als deren zwei

bis drei. Zur sichereren Feststellung hatten die Wildhüter Zeissinstrumente erhalten. Natürlich konnte die Vermehrung in Anbetracht der wenigen Geissen eine nur recht langsame und wie die Erfahrung gezeigt hat, unzulängliche sein. Ebenso liess sich das Geschlecht der kürzlich geborenen Tiere nicht bestimmen.

Hielten sich anfänglich namentlich die Muttertiere mit ihren Jungen mit besonderer Vorliebe an den Aussetzungsort oder an seine Nähe, so unternahmen die Böcke in der Nichtbrunftzeit, wo sie sich artgetreu vom Familienverbande trennen, Geissen und Junge ihrem eigenen Geschäfte überlassen, bald nähere, bald entferntere Streifzüge, ins Gutental, auf den Hangsackgrat, ja noch weiter südlich bereits ins Gebiet des Sardonastockes, der Kleinen und Grossen Scheibe ausführten. Zur Brunftzeit aber wechselten sie regelmässig wieder zu ihren mehr standfest gebliebenen Geissen zurück, um nach erfüllten Pflichten während des Sommers dem Wandertriebe Tribut zu leisten. — Ja der 1911 mit dem 3 jährigen ausgesetzte 1 jährige Bock „Paul“ begann bereits im Herbst 1913 noch viel weitere Exkursionen, so von der Alp Valtüscher aus über die Höhen des Gelbistockes, des Piz Sol bis in die Zaneyhörner und wurde im Oktober auf der Taminaseite des Grauhörnergebirges am Zaneyhorn, der Scadella, der Vogelegg und sogar in der vättnerischen Alp Calvina beobachtet (siehe Topogr. Atlas der Schweiz, 1:50000 Foopass). An letzterem Orte trat er noch zur Weidezeit in Beziehungen zu dem dort anwesenden Hausziegenbock, mass mit diesem seine Kräfte, vergass aber dabei nicht, sich die Huld der Heimgeissen zu erobern. Dieses steinbockvergessene Tun rächte sich aber bald. — Als er nach dem Abzug der Hausziegen sich wieder seiner angestammten Artgenossinnen erinnerte und zu ihnen ins Marchsteingebiet zurückkehrte, wurde er von den Steingeissen abgewiesen, in Acht und Bann erklärt und nie mehr zugelassen. Auf alle Fälle mussten die in solchen Dingen auf strenge Integrität eingestellten Steingeissen Witterung bekommen haben von den illegitimen Handlungsweisen ihres „Hörners“. Es war das erste Mal, dass mir diese tierpsychologische Tatsache beim Steinwild bekannt gegeben wurde, sie hat sich denn in der Folge weiter bewahrheitet, wie das später noch angeführt werden soll.

So war das Schicksal dieses Bockes besiegelt. Er irrte als „Einsiedler“ im Gebirge herum, wandte sich in seiner Verbannung auch talwärts zu den Hausziegen in Weisstannen, wo er grössere Sympathie fand. Dadurch wurde er Stammhalter von drei Bastardgeissen und

drei Böcken, die später um ihrer „Kuriosität“ willen zum Verkaufe gelangten (ein Bock nach Wallenstadt, die andern an den zoologischen Garten in Basel). Als dieser Steinbock das zehnte Altersjahr erreicht hatte und die Gefahr bestand, dass sogar die echte Steinwildkolonie mit solchen Kreuzungsprodukten beschenkt würde, wurde man einig, ihn auf Befehl des kantonalen Landjägerkommandos in St. Gallen abschiessen zu lassen. Er zierte heute ausgestopft, als Trophäe besonderer Art und als ältester Steinbock der neuen Freiheit unserer Schweizerberge, das naturhistorische Museum der Stadt St. Gallen.

Was die Alimentation der Marchsteinkolonie durch weitere Nachschübe aus dem St. Galler Wildpark anbetrifft, so bestanden sie beinahe aus lauter Böcken (siehe die Zusammenstellung am Schlusse dieses Abschnittes). Im ganzen wurden eingesetzt sieben Böcke und ebensoviele Geissen. Dieses Geschlechterverhältnis ist nun aber nach den im Laufe der Jahre gemachten Erfahrungen ein durchaus unrichtiges und unzweckmässiges vom Standpunkt einer rationellen Vermehrung aus, da die Zahl der weiblichen Tiere mindestens das Doppelte, wenn nicht sogar Dreifache betragen sollte, so dass ein Bock stets seine zwei bis drei Geissen zur Verfügung haben würde. So konnte denn auch hier die verhältnismässig geringe Vermehrung kaum Wunder nehmen.

Wildhüter *Hanselmann* gab jedes Jahr seine einlässlichen Berichte über den Stand seines Steinwilden an das kantonale Jagddepartement ab. Diesen Rapporten, die mir stets in freundlichster Weise von den Herren Landjägerhauptmann *Graf* und *Grüniger* zur Einsicht übermacht wurden, was hiermit aufs beste verdankt sei, entnahm ich die wichtigsten Angaben. Danach gelangten dann und wann kleine Rudel von 6—8 Stück nicht selten zu Gesicht. Am 16. November 1927 beobachtete Hanselmann im Marchstein einen 12köpfigen Trupp und schätzte damals die Gesamtzahl des Steinwilden auf etwa 35, trotz der verschiedenen Einbussen, die die Kolonie, namentlich infolge von Lawinenniedergängen, erlitten hatte. Als *Verluste* sind denn im ganzen 8—10 Stück sicher nachgewiesen durch die nachträglich bei der Ausaperung im Gebirge aufgefundenen Körperreste (Schädel mit Hornzapfen und Gehörnschalen). Die schon anfänglich gegen das Marchstein-Hühnerspitzgebiet erhobenen Bedenken hinsichtlich Lawinengefahr für die Tiere waren also durchaus berechtigt gewesen.

Es steht heute ausser Frage, dass das Steinwild im allgemeinen viel aufmerksamer auf den Niedergang von Lawinen ist als die Gemsen, von denen Jahr für Jahr eine mehr oder weniger grosse

Zahl in ihnen zugrunde geht. Im Banngebiete der Grauen Hörner beträgt heute der *Gemsenbestand* dank des Totalschutzes rund 1000 Stück, ihre Vermehrung ist eine überaus erfreuliche, ja es haben sich in den letzten Jahren sogar Klagen geltend gemacht wegen Schädigungen in den Alpweiden.

Der ausgezeichneten Wildaufsicht von *Hanselmann*, dessen persönliches Auftreten allein schon genügte, um Wildfreveln Respekt einzuflößen, war es zu verdanken, dass das Steinwild von diesen völlig unbehelligt blieb. Wussten sie doch, dass er von seiner stereotypen Warnung: „Es soll mir aine a mine Staiböck etsches (etwas) mache, i schüssem baidi Bai (Beine) ab!“, völlig Ernst machen würde. Der am 10. Oktober 1916 im Marchstein ob dem Rappenloch, also mitten im Steinbockgebiet betroffene, als „Domino“ verkleidete, mit Kapuze versehene und im Gesicht geschwärzte Wilderer von Schwende-Weisstannen, der aber nach seiner Aussage nur Gemsen jagen wollte, doch nicht zum Schusse gelangte, hatte wohl einen bleibenden Denkzettel erhalten, als er für sein Eindringen in das Jagdbanngebiet mit einer Busse von 400 Franken und Entzug der Jagdberechtigung während vier Jahren bestraft wurde.

Im Jahre 1928 beobachteten die Wildhüter gleichzeitig mit solchen aus dem angrenzenden Kanton Glarus ein teilweises *Verziehen* einzelner Tiere nach der *Glarnergrenze* und über diese hinaus, wo sie sich sogar wochenlang im Gebiete der Kleinen und Grossen Scheibe, d. h. an der Westseite des Sardona-Saurenstockes, aufhielten. Zur gleichen Zeit erhielt ich den Bericht von einem Glarner Forstbeamten über die von ihm beobachtete Annäherung des Steinwildes ans Glarnerland, worüber die Wilderer jener Gegend keine geringe Freude äusserten. Allein das eidgenössische Oberforstinspektorat unterliess es nicht, die Jagdbehörde des Kantons Glarus zu einer verschärften Wildhut anzuhalten, unter Bezugnahme auf die neuen Strafbestimmungen für unrechtmässigen Steinwildabschuss und den erheblichen Schadenersatz in Geld für allfällig erlegtes Wild dieser Art. Diese Strafbestimmungen beziehen sich auch auf jene, die allenfalls gefreveltes Steinwild feilbieten oder ankaufen oder mit Steinbockhörnern Handel treiben, wobei auch Freiheitsstrafen vorgesehen sind.

Nachdem Wildhüter *Hanselmann*, der treue Hüter seiner Herde, am 1. Mai 1929 alters- und gesundheitshalber nach 29 Jahren ausgeübten Amtspflichten in den Ruhestand versetzt wurde, den er leider nicht mehr lange geniessen konnte (er starb schon am 29. Januar

1930), erschien die alarmierende Meldung aus dem Grauhörner-Banngebiet, dass ausser dem konstanten Verziehen des Wildes nach dem Glarnerlande die Kolonie infolge unbekannter Einflüsse *eine aufsehenerregende Schwächung ihres Bestandes erlitten habe*. Man zählte höchstens noch 15 Stück und rechnete mit ihrem gänzlichen Abgänge in absehbarer Zeit. Die neuestens gemachten Angaben von einem noch weiteren Zurückgange des Steinwildbestandes (bis auf 8 Stück) lassen es als dringend notwendig erscheinen, dieser Sache auf den Grund zu spüren und ihre Ursachen aufzudecken.

Es besteht keine Ursache, etwa die früheren Angaben von Wildhüter Hanselmann in ihrer Richtigkeit zu bezweifeln, um so mehr als er ein gewissenhafter Berichterstatter über alles Beobachtete war. Die vor zwei Jahren unter der Mitwirkung der drei Wildhüter vorgenommene Rekognoszierung hat allerdings ein völlig negatives Resultat ergeben, es wurde kein einziges Stück gesichtet. Allein spätere Beobachtungen widerlegten die Annahme eines völligen Zugrundegehens der Kolonie. Noch im vergangenen Herbste (1934) wurden abermals 5 Böcke und eine Geiss mit Jungem gesehen, diese aber in der Nähe der Grossen und Kleinen Scheibe. Es darf zwar nicht ausser acht gelassen werden, dass Steinwild im allgemeinen viel schwieriger zu beobachten ist als z. B. das Gemswild, da ersteres eine ausgezeichnete Schutzfarbe besitzt, die jener des Felsgestein weit aus besser angepasst ist als diejenige der Gemse. Der Steinbock versteht es auch, davon Gebrauch zu machen, indem er sich z. B. bei Annäherung des Menschen nicht gleich in Flucht begibt, sondern sich innerhalb nützlichen Abstandes vor einem Felsen still und unbeweglich verhält und erst flüchtet, wenn es für ihn gefährlich wird. Dann aber in rasender Eile.

Da bekanntlich im Gebiete von Weisstannen unter den *Hausziegen* vor einigen Jahren die heimtückische Krankheit der *Agalaktie*, deren Symptome und Auswirkung mit Syphilis nahe verwandt sind, in verheerender Weise aufgetreten ist, und deshalb auf obrigkeitlichen Befehl hin eine Massenabschlachtung anberaumt werden musste, trat die Vermutung auf, dass unter Umständen eine Uebertragung dieser Krankheit auf das Steinwild im Gebirge stattgefunden habe. Allein *Beweise* hierfür fehlen vollständig, es sind auch keinerlei Kadaver von Steinböcken aufgefunden worden, an denen irgendwelche Spuren und Anzeichen genannter Krankheit hätten festgestellt werden können.

Nach all den im Marchsteingebiet gemachten Erfahrungen mit dem Steinwild und seiner dortigen Wiedereinsetzung lässt sich über diese folgendes sagen:

1. Die *Aussetzungsstelle* im „Rappenloch“ entsprach durchaus nicht den Anforderungen, die man an den Ort zu stellen hat, wo für die Tiere die grösstmögliche Sicherheit für Leib und Leben gegeben sein muss. Die Nordseite des Marchstein-Hühnerspitz ist im Frühling ein einziger Herd von *Lawinen*, denen eine Reihe von ausgesetzten und im Gebiete geborenen Tiere zum Opfer fiel. — Das ganze Gebiet ist zudem stark *schattig* und feucht und entbehrt im Winter der Sonne. Dazu kommt seine grosse Unübersichtlichkeit, zufolge der die Wildhut und die Sorge für die Tiere sowie deren Bestandesaufnahme sozusagen verunmöglicht ist. — Die Schattenseite eines Berges ist nur zu bestimmten Zeiten, d. h. bei Sommerhitze, der Zufluchtsort von Steinwild, das im ganzen genommen die Sonnenhalbseiten bedeutend bevorzugt. So sehen wir denn, wie hier das Steinwild von selbst mit den Jahren die Gegend der Aussetzungen gemieden und sich günstigeren Gebirgsteilen zugewendet hat. Ein Hauptübelstand bestand auch darin, dass jene Oertlichkeiten, wo die Geissen ihre Jungen setzten, gerade von den Lawinen am meisten heimgesucht wurden.
2. Die schon von Anfang an *ungünstige Geschlechtermischung*, die mit den weitern Nachschüben von Böcken noch verschlimmert wurde, wirkte sich auch in dem *geringen Nachwuchs* im Gebirge selber aus. Deshalb liessen sich stets nur *wenige Kitz* beobachten. — Es ist im allgemeinen schon nach den Feststellungen im Grand-Paradisogebiet, als besonders auch in unseren Wildparken die Tatsache festzustellen, dass die Zahl der Geburten mehr zugunsten des *männlichen* Geschlechtes ausfällt, die der weiblichen in der Minderzahl bleibt. Hier liegt bestimmt auch ein wesentlicher Grund für die geringe Vermehrung der Marchstein-Hühnerspitzkolonie. Dass aber im Gebiete nicht nur ältere Tiere zugrunde gingen, sondern auch jüngere und ganz junge, ist durch Funde von Kadavern und Knochenresten sicher bewiesen.
3. Erst die in der *Piz Albris Kolonie* in den letzten zehn Jahren gemachten Erfahrungen auffallender Art geben uns einen hinreichenden Aufschluss über das Nichtgediehen der Kolonie im Marchstein. Wir werden im Abschnitt über die Albris-Steinwildkolonie auf das Wesentliche eingehen.

Hier seien nur einige Andeutungen angebracht. Im ganzen Marchstein ist nämlich die Zahl der *natürlichen Salzlecken*, d. h. jener eigenartigen mineralischen Ausblühungen in Form von mehl- oder rindenartigen Ueberzügen auf dem Gestein, von säuerlich-salzigem Geschmack (Glaubersalz oder mehr Kalkausscheidung?), die allgemein als „Mauersalpeter“ (sal petrae, sal petrosum = Felsensalz) bezeichnet werden (Mauersalpeter enthält zum grössten Teil salpetersauren, stickstoffhaltigen Kalk) verhältnismässig sehr gering. Wohl besitzt das sogenannte „Gemsenstübli“ im vordern Lavtinatal, in der Enge gegen „Badöni“, eine solche Salzlecke, die aber nur von dem dort auf dem „Wechsel“ sehr gerne verweilenden *Gemswild* benützt wird, weil sie nur auf 1450 Meter Höhe liegt, wo das Steinwild nicht oder kaum je hinkommt. Im übrigen ist die heutige Salzlecke vom Wildhüter angelegt worden — es ist eine Koch- oder Viehsalzlecke, die von Zeit zu Zeit erneuert wird.

Dem ausgesprochenen Salzbedürfnis des Schalenwildes Rechnung tragend, werden zwar seit langem in der Wildhege an beliebten Standorten und in der Nähe starken Wildwechsels die in Salzlagerstätten künstlich hergestellten *Salzlecksteine* (Kochsalz mit Lehm vermischt) in verschiedenen Arten verwendet. Sie haben den Vorteil geeigneter Anbringung, saubern Unterhaltes, der Nichtzerstreuung durch das Wild und der leichten Versetzung je nach den Bedürfnissen des Wildes. Es ist aber bekannt, dass nur die *richtige* Anlage einer solchen Salzsteinlecke von Vorteil ist, während unrichtig gewählte Standorte dem Wild zum Unheil gereichen können.

Der völlige Mangel sowohl an natürlichen als an künstlichen Salzlecken für das Steinwild im Marchsteingebiet ist nun, meines Erachtens, eine der Hauptursachen, die die Zerstreuung der dortigen Kolonie und ihren Wandertrieb verursacht hat. Ich vermute, dass der Zug des Wildes südwärts gegen die Grosse und Kleine Scheibe einer Suche nach natürlichen Salzlecken in dem an Silikaten reicherem Wildflysch und Verrucano ist. Insofern könnte man, was auch schon betont wurde, dem Steinwild eine *Auslese seiner Lebensbezirke nach dem geologischen Untergrunde* zuschreiben, worauf z. B. die Verhältnisse im Albris-Gebiet hindeuten.

Aber der Niedergang der Marchstein-Steinwildkolonie, der sich ohne weiteres schon aus der ganz unrichtigen Geschlechterverteilung, als besonders aus der durchaus ungenügenden Nachschubvermehrung aus dem Wildpark St. Gallen erklären lässt, ist die Folge des Zu-

sammenwirkens aller im Vorhergehenden genannten Ursachen und Mängel.

Nicht ohne Grund ist nun die Frage in den Vordergrund getreten, ob man angesichts der jetzigen Verhältnisse diese Kolonie ihrem Schicksal überlassen und sie eingehen lassen sollte, oder ob es einen Zweck hat, sie noch weiter zu alimentieren aus dem St. Galler Wildpark. — Der Umstand, dass heute 8—10 Stück ganz sicher noch im Gebiete weilen, wenn auch mehr an der Glarnergrenze (die Glarner freuen sich darüber nicht wenig!), ist nun eben doch ein Beweis von seiner Lebensmöglichkeit in dieser Gegend. Ihre Abwendung vom alten Aussetzungsplatz — der sonst beim Steinwild mit Vorliebe wieder aufgesucht wird — entspricht dem instinktiven Einfühlen des Wildes auf seine tatsächlichen Mängel.

Ich habe an zuständigem Orte den Vorschlag gemacht, in der ganzen Frage zur näheren Untersuchung und Begutachtung den mit der Hege und Pflege des Steinwildes bestvertrauten Wildhüter des Berninagebietes und des Piz Albris, *Andreas Rauch* in Pontresina, heranzuziehen. Seine mehr als zehnjährigen Erfahrungen mit der *Albris-Steinwildkolonie*, die nicht zum wenigsten ihm ihr unerwartet günstiges Aufkommen verdankt, berechtigen vollauf, dass er zu Rate gezogen werde. Ich sage das auch im Namen unseres 88 jährigen schweizerischen Steinbockvaters, *Robert Mader* in St. Gallen, der es seinerzeit mit Freude und Stolz begrüsste, als das erste Steinwild in seinen geliebten St. Galler Oberländerbergen, seiner Heimat, Einzug halten durfte.

Zu verschiedenen Malen wurde von den Wildhütern des Graue-Hörner-Gebietes auf die Neubegründung einer Steinwildkolonie im *Taminagebiete* (Gelbberg) ob Vättis, dessen Westseite ebenfalls noch Jagdbanngebiet ist, hingewiesen. Allein die dortige Bevölkerung ist diesem Vorschlage gar nicht gut gestimmt wegen des in Aussicht stehenden Wildschadens in den dortigen Alpweiden. In der Tamina-gegend käme als ideales Steinbockgebiet einzig das langgezogene, nordsüdlich verlaufende *Calandagebirge* in Betracht, das sozusagen alle Bedingungen für ein solches Asyl erfüllen würde. Es ist aber bis heute nicht Wildbanngebiet. — Wir hoffen, dass die Behörden des Kantons St. Gallen und das eidgenössische Oberforstinspektorat der Verfolgung der im vorhergehenden genannten Fragen ihre wohl-wollende Beachtung schenken möchten, bevor die Marchstein-Hühner-spitzkolonie gänzlich zugrunde gegangen ist.

Steinwildaussetzungen im Marchstein-Hühnerspitz in den Grauen Hörnern.

(Alle Tiere stammen aus dem Wildpark St. Gallen.)

σ = Böcke φ = Geissen.

1911: 5 Stück = 2 σ (1 = 3jährig, 1 = 1jährig.)
= 3 φ (2 = 2jährig, 1 = 1jährig.)
1912: 2 Stück = 2 φ (1jährig.)
1917: 3 Stück = 2 σ und 1 φ (alle 1jährig.)
1924: 2 Stück = 2 σ (1jährig): Dem Bunde geschenkt.
1927: 2 Stück = 1 σ (3jährig) und 1 φ (5jährig.)
Zusammen 14 Stück (7 Böcke und 7 Geissen).

2. Die Aela-Steinwildkolonie.

Längst schon war es Herzenswunsch des 1914 als 92jähriger von Bern nach Chur übergesiedelten eidgenössischen Oberforstinspektors *Dr. J. Coaz* (1822—1918) gewesen, seinen Heimatkanton nicht nur mit dem Steinbockwappen geziert zu wissen, sondern ihn mit dem lebendigen Tier zu bevölkern, d. h. es in einer der dortigen Gebirgsketten wiedereinzubürgern. Mehrere Jahre vorher hatte er sich nach einem geeigneten Steinwildasyl umgesehen am nördlichen Ausläufer des majestatisch aus dem Albulatal sich erhebenden *Piz d'Aela* ob Bergün, nordwärts des *Rugnuix dadains* und *Piz Spadlatscha*, im Gebiete der Schäferhütte *Uglix* (1997 m) und auf dem langgezogenen, bei einer Fahrt durchs Albulatal von Filisur nach Bergün rechts oben leicht sichtbaren Höhenrücken *Chavagl grond* (2403 m), *Chavagl pitschen* (2416 m), *Chavaglette* und *Urmina*.

Eine besondere Kommission, bestehend aus den Herren *Dr. med. Chr. Schmidt* und *C. G. Bernhard*, technischer Chemiker, beide in Chur, übernahm die Betreuung der neuzubegründenden Steinwildkolonie, die anfänglich so viel Freude, nachmals aber Sorge und Enttäuschung bereitete. Der oberste Teil dieses Bergrückens ist durchwegs offenes alpines Weideland. Kaum hundert Meter unter ihm, gegen die Albulaseite, zieht sich dem ganzen Hang nach ein mächtiger, nahezu geschlossener Kranz von Legföhren hin, und gleich darunter beginnt der ausgedehnte Alpenfichtenwald, bis hart zur Talsohle sich ausbreitend. Was das gesamte Gebiet und seine Beschaffenheit anbetrifft, so herrschten schon anfangs recht verschiedene Ansichten über seine Eignung als Steinwildasyl. Heute hat es ganz den

Anschein, als ob jene Recht bekommen würden, die davor aus verschiedenen Gründen gewarnt hatten. Denn über dem Weidegürtel der Chavaigl grond und pitschen fehlt jeglicher Ansatz zu höheren, felsigen Erhebungen, die das Steinwild namentlich im Sommer zum Aufenthalte bevorzugt.

Die drei ersten Steinwildaussetzungen (1914, 1915 und 1918) ins Aelagebiet habe ich bereits früher beschrieben. Weitere Nachschübe fanden 1919 und 1926 statt. In den fünf verschiedenen Aussetzungen gelangten im ganzen *15 Stück* (8 Böcke und 7 Geissen), alle aus dem Wildpark St. Gallen, in die dortige freie Wildbahn, von denen 1919 ein Geisslein wegen Nichtverwilderung wieder zurückgenommen werden musste, das dann im folgenden Jahre durch ein anderes ersetzt wurde.

Während eines vollen Jahrzehntes lauteten die Berichte des dortigen Wildhüters *Schmidt* in Latsch-Bergün, eines ebenfalls gewissenhaften und guten Beobachters, dem das Gedeihen seiner ihm anvertrauten Tiere sehr am Herzen lag, recht günstig.*). Im Gegensatze zu andern Berichterstattern gab er grundsätzlich nur Rapporte über Selbstgesehenes, also über reine Wirklichkeit und hütete sich streng vor irgendwelchen Uebertreibungen. Der ihm von gewissen Seiten vorgebrachte Wunsch, „er möchte noch mehr sehen“, verfing bei ihm nicht. Oftmals beklagte er sich mit Recht über die auch hier so ausgesprochene Unübersichtlichkeit des Steinwildgebietes, die eine genauere Kontrolle und die Zählung der Tiere direkt verunmöglichte.

Anfänglich hielt sich das Steinwild stets nordwärts am eben erwähnten grünen Höhenkamm von Uglis, God Zinols, Chavagl grond, Urmina, Chavagl pitschen bis God Ars, d. h. bis zur Nordgrenze des zum Jagdbanngebiete geschaffenen Areales auf, benützte daselbst mit Vorliebe die ausgedehnten Legföhrenbestände und befand sich in ihrer Deckung sehr gut. Bereits dachte man an eine zweite Aussetzung, d. h. einen Nachschub von Tieren aus dem Wildpark St. Gallen, der dann auch 1915 mit 3 Tieren (einem Böcklein und zwei Geisslein) stattfand und zwar weiter südlich gegen den die dortige Landschaft beherrschenden Piz d'Aela (3340 m), im Rughnx dador.

Diesmal wurde die Neuerung getroffen, dass man nicht mehr wie bei den ersten Aussetzungen im Marchstein und Piz d'Aela be-

*) Ich verdanke hier Herrn *Schmidt* die Einsichtnahme in seine Wildbeobachtungen (Dienstrapporte) von 1914—1930 aufs beste.

sondere *Drahtgehege* für den ersten Aufenthalt der Tiere errichtete. Denn diese hatten sich als völlig unnütz erwiesen, weil die jungen Akrobaten sich jeweilen die goldene Bergfreiheit selbst eroberten durch ihre mächtigen Sprünge über die $2\frac{1}{2}$ Meter hohen Gitter hinweg. — Jetzt und von nun an wurden bei allen Aussetzungen die Transportkisten direkt an den Ort der Freilassung gebracht, hier die bewegliche Falltür auf Kommando hochgezogen, worauf die Tiere mit Blitzesschnelle hinausfuhren. Noch ein einziger kurzer Halt in Respektentfernung von den anwesenden Menschen, eine letzte Rückschau auf diese, gleichsam ein Abschied, und dann ging's im Zug den Berg hinan.

Die dritte Aussetzung (1918: 2 Böcklein und 1 Geisslein) fand in der Mulde von *Ulix* statt; es folgten ihr eine vierte (1919: 1 Böcklein und 1 Geisslein) und 1926 eine fünfte, letzte mit 4 Stück (2 Böcklein und 2 Geisslein) im ganzen 15 Stück, nämlich 8 Böcke und 7 Geissen. Alle diese Tiere hatten bei ihrer Aussetzung das Alter von je 1 Jahr; man wollte den Versuch mit möglichst jungen, im Umgange mit dem Menschen nicht vertraulich gewordenen Steinwildtieren machen, die aber doch schon fähig waren, nach stattgehabtem Zahnwechsel ihre Nahrung selbst zu suchen. — Schon nach dem dritten Einsatz trat etwas „Zug“ in die an verschiedenen Plätzen vorhandenen Tiere ein; um so schwieriger wurde aber ihre Feststellung und Zählung. Oft konnten sie am *Rugnux* davor auf längere Zeit hinaus nicht mehr gesichtet werden wegen des grossen Legföhrengürtels, während jene von *Chavagl* grond bis ins *Filisurer Schaftobel* (über *Val Spadlatscha*) hinüber wechselten. Anfänglich traten nur wenige in Sicht, aber schon von 1916 an öfters Geissen mit Kitz, so auch 1916—1919 am *Tranter Aela* und im *Rugnux* ebenfalls 2 Geissen mit je 1 Kitz; desgleichen in den Jahren 1921 (3 Kitz), und 1922 bis 1930. — 1926 meldete Wildhüter *Schmidt* auf einem ihm von Dir. *Robert Mader* eingesandten Fragebogen einen schätzungsweisen Totalbestand von ca. **40** Stück (6—8 alte ♂, 14—16 ältere Geissen und 12—14 Junge unter 3 Jahren). — Doch waren leider auch hier bedauerliche *Abgänge*, verursacht durch *Lawinen*, zu verzeichnen. So in den Jahren 1921, 1922, 1924, 1927 (2) im ganzen sicher **6** Stück, darunter mehrjährige Böcke und selbst Geissen! Die Zahl der so verunglückten Tiere dürfte aber noch mehr betragen. Hatten sich die Geissen stets mehr oder weniger an das ihnen anfänglich zugedachte Gebiet gehalten, so unternahmen einzelne Böcke sehr ansehnliche Reisen, z. B. hinüber zum westlich vom *Piz d'Aela* gelegenen *Tinzenhorn*, ja sogar auf die *Oberhalbsteiner Seite* und

ins *Val d'Err*. Bei diesem Anlasse müssen ohne Zweifel einige dieser Böcke Wilderer in die Hände gefallen sein! Die an Hand von Gerüchten angehobenen Untersuchungen und Nachforschungen führten aber zu keinem sicheren Ergebnisse. Im allgemeinen zeigte sich schon von Anfang an kein richtiges Zusammenhalten des Steinwilden, sondern eher eine Zerstreuung.

Ganz wider alle Erwartung wurden auch in der Aelakolonie etwa von **1928** an alarmierende Berichte über eine *rasche Abnahme des dortigen Steinwilden* in die Welt hinausgesandt. Leider konnte der so umsichtige und für sein Wild besorgte Wildhüter *Schmidt* nach seinen eigenen Erhebungen diese Aussagen nicht Lügen strafen: Die Verminderung des Steinwilden schritt von Jahr zu Jahr fort; seine Sichtung wurde immer spärlicher. Dann und wann meldeten Touristen das Vorhandensein solcher Tiere im Gebiete des Val d'Err und in den Gebirgszügen südlich des Piz d'Aela, also auf der dem ursprünglichen Aussetzungsgebiete entgegengesetzten Seite. Vergangenes Jahr teilte mir Herr Wildhüter *Schmidt* in Latsch ob Bergün mit eigenem, grösstem Bedauern mit, dass ihm in den letzten zwei Jahren kein Stück mehr zu Gesichte gekommen sei.

Was ist da vorgegangen in dieser Kolonie, auf die man anfänglich so grosse Hoffnungen setzte und deren Besiedelungsgebiet vor jenem der Marchstein-Hühnerspitz ganz wesentliche Vorteile besitzt? Man hat sich darüber in allen möglichen Vermutungen ergangen; sicher ist, dass es jedes Steinbockfreundes Herz zusammenschnüren muss, eine so vielversprechende Aussetzung misslungen zu sehen. Dass auch das letzte, hinterste Stück aus dem Gebiete verschwunden sein soll, will mir vorderhand nicht in den Kopf; dazu müsste doch die Zahl der als wirklich verunglückt aufgefundenen Tiere eine viel grössere sein. Wären aber nur Wilderer am Werke gewesen, so würden derartige Vorkommnisse sicherlich nicht „unter dem Siegel der absoluten Verschwiegenheit“ geblieben sein. An eine Abwanderung im grossen ist auch nicht zu denken; denn bei der Gewohnheit des Steinwilden, in kleineren Gruppen und Trupps beisammen zu bleiben, müsste dies doch augenfällig geworden sein. Von einer eigentlichen Natur-Katastrophe, etwa Bergsturz, Runsen, Ungewitter (Blitz) ist in dortiger Gegend nichts bekannt; solche Gewalten hätten auch kaum alle oder die meisten der Tiere zu vernichten vermocht.

Ich will hier doch versuchen, zur Erklärung dieser ebenso bedauerlichen wie merkwürdigen Erscheinung Tatsachen ins Feld zu

führen, die wenn nicht jede einzelnen allein, so doch alle in ihrem Zusammenwirken das Verschwinden dieser Kolonie einigermassen erklären lassen. Wie schon öfters gesagt, gilt es auch hier, immer und immer wieder zu lernen! Vorausgehend aber muss hier die Feststellung gemacht werden, dass von diesen Ursachen *keine einzige* den dortigen Wildhüter *Schmidt* betreffen kann, wie hierzu von übelwollender Seite schon der Versuch gemacht worden ist. Gegen derartige Anwürfe muss ich hier entschieden Verwahrung einlegen. Wenn ihm vorgeworfen wurde, „er hätte mehr zum Steinwild *sehen* sollen“, so möchte ich den sehen, dem es bei der Durchstreuung jenes so überaus schwer zu übersehenden Gebietes (auf welchem Standort man sich auch befindet) möglich ist, erspriesslichere Erhebungen durchführen zu können. Ich habe mich hiervon an Ort und Stelle selbst überzeugen können und bin dabei zur Korrektur verschiedener Punkte gelangt, die ich in meiner früheren Schrift als günstig beurteilt habe. Wie in vielem, so spricht auch hier die *Erfahrung* das gewichtigste Wort. Ich habe auch nicht unterlassen, mit Wildhüter *Schmidt* eingehende Rücksprache zu nehmen darüber, was er als Hauptgründe für den Niedergang seiner Steinwildkolonie aufzuführen hat. Ganz auffallender Weise decken sich dabei unsere Ansichten, so dass ich nicht unterlassen kann, sie hier zur Kenntnis zu bringen:

1. Das Geschlechterverhältnis der zur Aussetzung gelangten Tiere. Nach dem wiederholt Gesagten ist dieses ganz gleich wie bei den Einsätzen im Marchstein-Hühnergebiet stets ein durchaus *unrichtiges* gewesen, da hier sogar noch ein Bock mehr (8) als Geissen (7) ausgesetzt wurden. Das einzig richtige Verhältnis nach früher Erwähntem soll $1:2$, noch besser $1:3$, die Zahl der *weiblichen* Tiere also stets *bedeutend grösser* sein. Von Jägerseite aus hatte ich mich früher verleiten lassen, die Gleichzahl von Böcken und Geissen als richtiges Verhältnis anzunehmen.

2. Die Ersteinsätze und die Nachschübe erfolgten stets in viel zu kleiner Individuenzahl (4, 3, 3, 2, 4). Diese offensuren Fehler habe ich in meinem Artikel „Der heutige Stand des Steinwildes in den Schweizeralpen“ in der „Neuen Zürcher Zeitung“ Nr. 755 Mai 1926 gekennzeichnet. Schon damals betonte ich die unbedingte Notwendigkeit, dass zu begründende Steinwildkolonien *in möglichst kurzer Zeit auf eine Individuenzahl von wenigstens 40 Stück gebracht werden müssen*, um allen Gefahren von Seite der Naturgewalten (Lawinen, Steinschlägen, Runsen, Ungewitter), so-

wie den Eingriffen der Menschen (Wildfrevel) Trotz bieten zu können, und die Kolonie imstande ist, sich möglichst bald selber zu erhalten. — Bei zu kleinen Einsätzen sind Verluste auch nur geringerer Art doppelt verhängnisvoll, besonders hinsichtlich der Geschlechterverteilung. Wenn auch in der Aelakolonie richtiger Weise in je zwei aufeinanderfolgenden Jahren (1914 und 1915, 1918 und 1919) Tiere zur Aussetzung gelangten, so lagen zwischen 1915 und 1918 = 3 Jahre und zwischen 1919 und 1926 sogar 7 Jahre Unterbruch. Das bedeutete eine Verschleppung der geforderten kurzen Zeit der Aussetzung mit möglichst vielen Tieren.

Nun liegt der wahre Grund hierfür im *Wildpark St. Gallen*, dem es damals an genügend Wild, vor allem an weiblichen Tieren, zum Einsatz gefehlt hat, namentlich für die rascheren Nachschübe in richtiger Individuenzahl und geeignetem Geschlechterbestand. Die eben in jener Zeit im genannten Wildpark aufgetretene Krankheit (Sarcoptes-Räude) trug zum Teil die Schuld an der Unmöglichkeit der Wildlieferung, ganz besonders aber der Umstand, dass daselbst jahrelang ein konstantes Ueberwiegen der männlichen Geburten zu verzeichnen war.

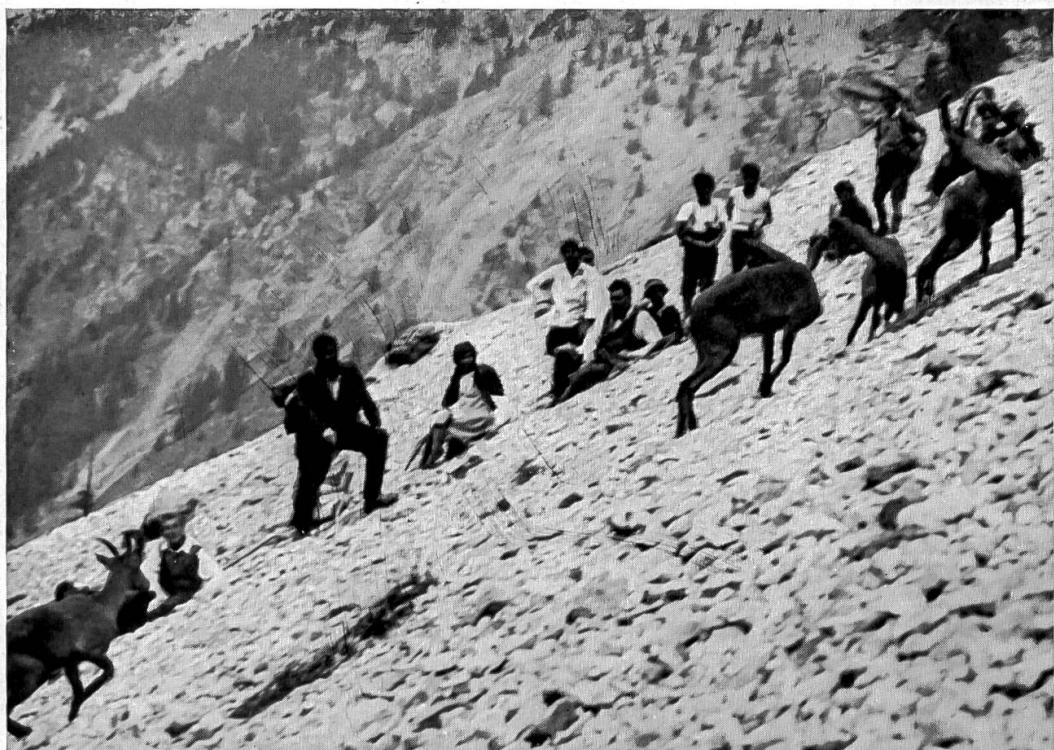
3. Aussetzungsgebiet. Wildhüter *Schmidt* bestätigt heute aus eigener Erfahrung, dass in seinem Gebiete von Anfang an alle Tiere an einem nichts weniger als günstig gelegenen Orte ausgesetzt wurden. Im Sommer erwies es sich wohl als geeignet, um so unzweckmässiger war es aber im Winter, wo es die reinste *Falle für Lawinen* darstellt. Es liegt in jenem Gebiete Lawinenzug an Lawinenzug, und während des Winters ist nahezu keine Sonne vorhanden, da sie durch das gewaltige Aela-Tinzenhornmassiv grösstenteils unsichtig bleibt. Jedes Schalenwild aber sucht und bevorzugt *sonnige Winterstandorte*. Wollte das Steinwild solche haben, so war es unbedingt gezwungen, weiterhin *auszuwechseln*. Der schon erwähnte Verlust von mindestens 6 Stück in Lawinen ist Beweis genug für die Gefährlichkeit dieser Naturgewalt, selbst für Steinwild, das auf diese sonst so achtsam ist.

Anlässlich der vorletzten Aussetzung (1919) erhielt Wildhüter *Schmidt* die Weisung, an verschiedenen Orten *Salzlecken* zu erstellen, u. a. auch in der Nähe des Aussetzungsortes, ausgerechnet in lawinengefährlichem Gebiete. Die Folge war, dass im nämlichen Lawinenzug im nächsten Frühjahr zwei getötete Steinböcke aufgefunden wurden. Die Voraussage des Wildhüters war in Erfüllung gegangen. — Es ist bekannt, dass *Salzlecken* beim Schalenwild eine grosse Rolle spielen,



Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 12. Steinwildtransport ins Val Tantermozza 1933.



Phot. B. Schocher, Pontresina

Abb. 13. Freigelassenes Steinwild in Tantermozza 1933.



Abb. 14. Val Tantermozza : Erste Stunde der Freiheit. 1934.

Phot. B. Schocher, Pontresina.



Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 15. Piz Albris vom Munt Pers aus. Rechts: Heutal.



Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 16. Schädel und Gehörn eines 11jährigen, am Albris verunglückten Steinbocks.

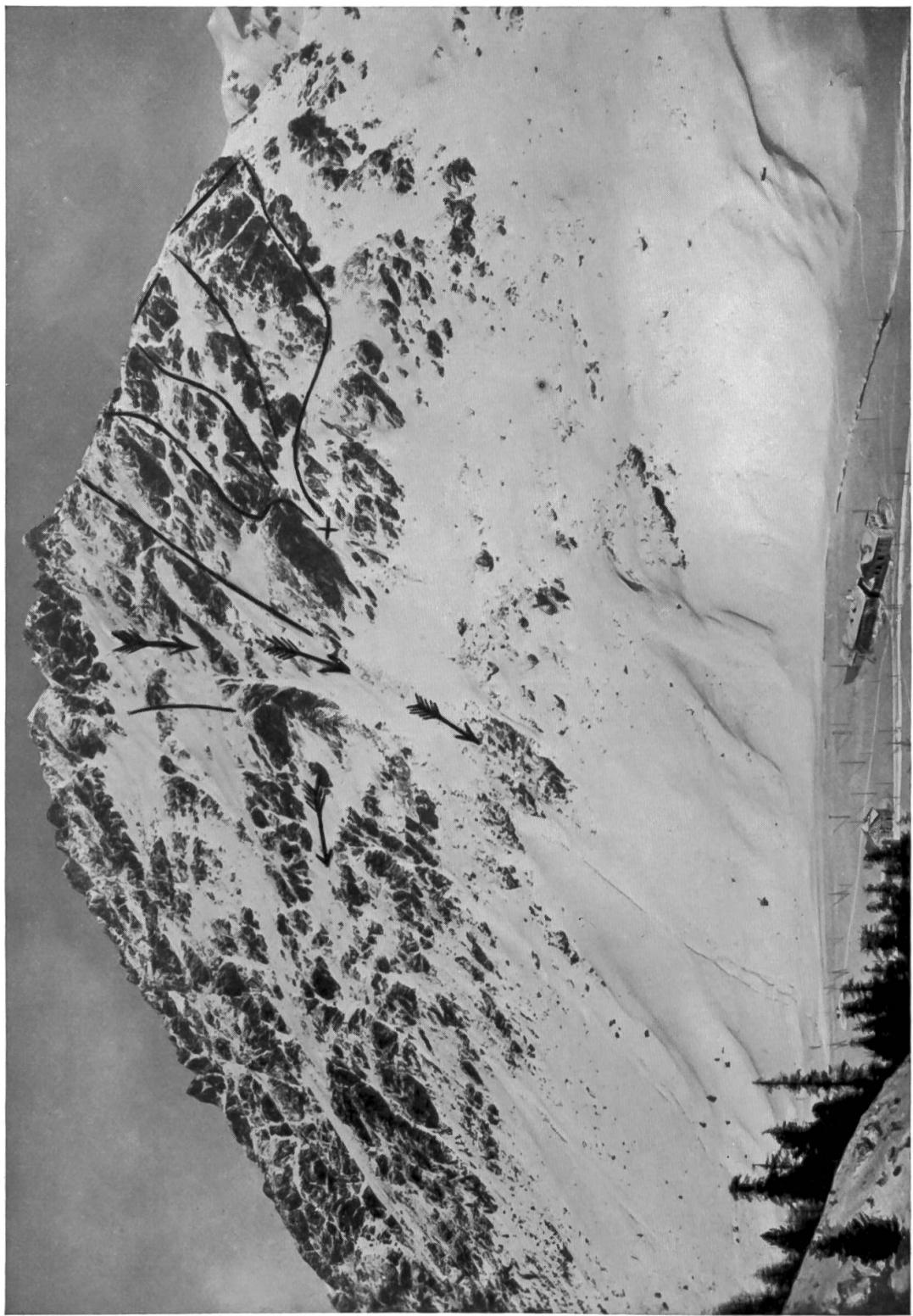


Abb. 17. Piz Albris im Winter und Berninahäuser.
Phot. B. Schocher, Pontresina.

so besonders beim Gemswild, wie uns *C. F. Keller* in seiner prächtigen Monographie: „Die Gemse“, Klagenfurt 1887, S. 473—483, schildert, wobei er nicht unterlässt, auf ihre richtige Anlage am richtigen Orte hinzuweisen, namentlich zur Winterszeit: „Dabei hat man ebenfalls sehr darauf zu achten, dass sowohl die Lecke als deren nächste und weitere Umgebung vollkommen *lawinensicher* sei. Auch soll man die sogen. Winterwege in den Alpen vermeiden. Durch diese wird im Winter oft Holz und Heu ins Tal befördert. Dadurch würde eine Lecke zu sehr beunruhigt und auch in den wenigsten Fällen angenommen.“ (S. 481.) Wir haben Gelegenheit, auf die grosse, ja entscheidende Bedeutung der Salzlecken im Abschnitt über die Albris-Steinwildkolonie einzutreten.

4. Schon 1917 warnte Wildhüter *Schmidt* vor der Benützung von Steinwildgebieten durch die *Schafweide*. Auch in meiner „Wieder-einbürgerung des Steinwildes“ (1917—18), S. 129: „Ruhe und Schutz für das Aussetzungs- und Asylgebiet des Steinwildes“ schrieb ich: „*Ruhe und Ungestörtheit* sind des Steinwildes erste und stärkste Bedürfnisse. Fortgesetzte Belästigung bedeutet seinen Ruin und seine Ausrottung. *Steinwilschutzgebiet* sollte frei sein von der allgemeinen Viehweide, von Grossvieh, Schafen und Ziegen. Die beiden ersten sind dem Steinwild in ausgesprochener Weise unsympathisch, es meidet und flieht sie, und mit den gattungsverwandten Ziegen dagegen vermischen sie sich leicht und zeugen mit ihnen die bereits geschilderten unerwünschten Geschöpfe, die, wenn solche im Gebirge angetroffen werden, beseitigt werden müssen.“

Eine scharf ausgeprägte Abneigung des Steinbocks besteht nun besonders gegen die *Schafe*, die es fertig bringen, Steinwild automatisch aus einem Gebiete zu vertreiben. Ja, die feine „Nase“ des Steinbocks ist ganz und gar nicht sympathisch eingestellt auch auf die „*Losung*“, die Fäkalien des Schafes, vor denen es geradezu eine Abscheu hat und sie fluchtartig meidet. Was geschah im Aelagebiete? *Just in der Nähe der Aussetzungsorte wurden im Sommer an den sonst beliebtesten Plätzen des Steinwildes ca. 1200 (!) Stück Schafe gesömmert*; am 18. September 1932 z. B. waren noch ca. 650 dort oben!! Was ist gegen derartige gewaltsame Einbrüche in die Lebens-eigenart und Lebensbedingungen des Steinbocks zu sagen? Es kommt hinzu, dass Wildhüter *Schmidt* mehrere künstliche Salzlecken für Steinwild errichtete, die ausgerechnet von den *Schafen* benutzt wurden, während sich die Steinwildtiere instinktiv und aus natürlicher Anti-

pathie gegen dieses Kleinvieh völlig fern von den Lecken und der dort von den Schafen abgelagerten Losung hielten. Da bedarf es wirklich keiner weiteren Erklärung, weshalb das Aela-Steinwild seine Standorte gewechselt hat und in „Bewegung“ geraten ist. Schon dieser einzige Umstand genügte zur Ab- und Auswanderung.

5. Ein weiterer stark in die Waagschale fallender Uebelstand ist die so häufige Begehung des Steinwildgebietes durch Touristen. Die nahe Aela-Klubhütte wird sowohl von Filisur aus durch das Spadlatschatal, als auch von Bergün hinauf über Uglis, hier also mitten durch das Aussetzungsgebiet hindurch besucht, ja selbst der lange Rücken von Uglis über Chavagl grond bis Chavagl pitschen wird ebenfalls von Bergün aus als Sonntagsspaziergang benutzt. Es kam sogar vor, dass zwei kurz zuvor eingesetzte Steinwildtiere von Touristen angelockt wurden und jene ihnen nachliefen bis zum untern Waldrande, worauf sie der Wildhüter wieder hinaufspedieren musste.

Legen wir sämtliche hier angeführten *Mißstände* in die kritische Waagschale, so ergibt sich daraus die Tatsache, dass sie in ihrem ganzheitlichen Zusammenwirken dazu beitragen *mussten*, die Kolonie ihrem sichern Niedergange entgegenzuführen. Selbst wenn es gelänge, den einen oder andern Mangel zu beheben, so wären doch noch andere da, die eine Rettung sozusagen ausschliessen. So hat denn auch das eidgenössische Oberforstinspektorat in Bern eine weitere „Bestossung“ des Piz d’Aelgebietes als nutz- und zwecklos erkannt und betrachtet die dortige Steinwildkolonie für erloschen. Die wenigen Stücke, die in den letzten Jahren zufällig noch gemeldet wurden von Touristen (ob sicher Steinwild?), genügen aber wohl kaum, um sie zu einem wirklichen Bestande auferstehen zu lassen. Dieses Ereignis ist als sehr bedauerliches zu bezeichnen und hat unsere einstige Voraussage zuschanden gemacht.

Wir erwähnen hier zum Schlusse noch eine Vermutung, die wir in den letzten Jahren mehr als einmal zu hören bekamen, nämlich jene, dass die Steinwildtiere, deren Auswanderungsgelüste zur Tatsache geworden waren, nacheinander ins Gebiet des *Piz Albris* ob den Berninahäusern, in die dort bereits ansässig gewordene Kolonie hinübergewechselt hätten. Dadurch wollte man die fast unbegreiflich rasche Entwicklung letzterer erklärt wissen. Wir können uns dieser Ansicht aus den verschiedensten Gründen nicht anschliessen, weil dafür nicht ein einziger offensichtlicher Beweis oder eine sie stützende sichere Beobachtung vorliegt. Die Entfernung scheint uns fürs erste eine zu

grosse zu sein; auch hätten die Tiere den Inn überschreiten müssen, was zu den meisten Jahreszeiten kaum möglich gewesen wäre. Begnügen wir uns mit den wirklichen Tatsachen so vieler Mißstände in der Aelakolonie, die durchaus an sich bereits genügten, um sie dem Untergange entgegenzutreiben. Das hier Gelernte ist bitter genug, um bei weiteren Neubesiedelungen zu wissen und zu erkennen, dass von den vorgeschriebenen Bedingungen für das Gedeihen eines Steinwildasyls *alle*, nicht nur deren einzelne strengstens *erfüllt* werden müssen.

Zusammenstellung der ins Gebiet des Piz d'Aela aus dem Wildpark St. Gallen eingesetzten Steinwildtiere.

σ = Böcke φ = Geissen.

1914: 4 Stück = 2 σ + 2 φ , alle 1jährig

1915: 3 „ = 1 σ + 2 φ , „ „

1918: 3 „ = 2 σ + 1 φ , „ „ { φ zurück nach St. Gallen,
weil nicht verwildert.

1919: 2 „ = 1 σ + 1 φ , „ „ { φ als Ersatz für
 φ von 1918.

1926: 4 „ = 2 σ + 2 φ , „ „

Zusammen = 15 Stück (8 Böcke und 7 Geissen)

3. Die Steinwildkolonien im Schweizerischen Nationalpark.

A. Piz Terza-Val Cluoza-Kolonie.

Die im Jahre 1909 erfolgte Begründung des schweizerischen Nationalparkes im Unterengadin (Gemeinden Scanfs, Zernez und Schuls) bedeutet als grösste Totalreservation in unserem Vaterlande eine der hehrsten Schöpfungen des Naturschutzgedankens, der insbesondere durch den Schweizerischen Bund für Naturschutz in Kopf und Herz jedes echten Eidgenossen Eingang gefunden hat, dem die Schönheit und Ursprünglichkeit unserer Heimat als etwas Hohes und Unantastbares gilt. So ist denn der Nationalpark eine Art Nationalheiligtum des Schweizers geworden, in dem die Natur, frei von jeder menschlichen Beeinflussung, nach ihren unabänderlichen Gesetzen schaltet und waltet. „Zur ergreifenden Grossartigkeit seiner Landschaft, dem Reichtum der Tier- und Pflanzenwelt, die eine Quelle reinsten, unverfälschtesten Naturgenusses für den Naturfreund ist, gesellt sich der erhebende patriotische Gedanke, dass *ein ganzes Volk*

sich das Wort gegeben hat, dass hier für alle Zeiten *Alles für Alle* erhalten bleibe, indem jegliche Ausnutzung zu materiellen Zwecken, jeder persönliche Vorteil des Menschen ausgeschaltet ist und ein gemeinsam zu hütendes und zu schützendes „Urhelvetien“ wiedererstehen soll.“ (C. Schröter.)

Hier in diesem urwaldähnlichen Gebiete haben sich denn auch die grössten Vertreter unserer alpinen Grosstierwelt am längsten zu halten vermocht, wenn sie wohl auch hier nacheinander der menschlichen Kultur und der Ausrottungswut des Beherrschers der Schöpfung weichen mussten. Der erste, der daran zu glauben hatte, wie feindlich sich der Mensch zu seinen Mitgeschöpfen einstellt, war der *Steinbock*. Ihm folgten auf der Sterbeliste: Wolf, Luchs, Wildkatze, Lämmergeier und der Bär. Während der letzte *Lämmergeier* im Unterengadin 1860 im Val Tasna bei Ftan, und der vorletzte 1856 vom berühmten Bärenjäger *Giachem Küng* beim Dörfchen Susauna in der Falle gefangen wurde, waren um diese Zeit *Bären* noch nicht selten geworden; ja es schien, als ob sie gerade die Gegend des heutigen Nationalparkes als ihr letztes Refugium im Schweizergebirge auserwählt hätten. Der vorletzte Bär im Val Cluoza fiel 1882, der letzte 1904 im Val *Minghèr*. Spuren von Bären wurden auch noch später verfolgt, so 1914, 1915, 1919, ja sogar 1932 (bei Seanfs). Vom letzten *Steinbock* ist die Jahrzahl nicht genau festgelegt, sie wird zwischen 1521—1575 angegeben.

Unter den Großsäugetieren vermochte sich bis zur Gründung des Nationalparkes einzig die *Gemse* zu halten, was sie natürlich nur den Schutzbestimmungen des Eidgenössischen Jagdgesetzes zu verdanken hat. Aber seit den 25 Jahren des Bestehens dieses Naturschutz-Sanktuariums hat es sich in ihm zu erfüllen begonnen, wie die des Menschen ledig gewordene Natur sich mehr und mehr auf das freie Schalten und Walten der Naturkräfte eingestellt hat und im Begriffe steht, dem Urzustande zuzustreben.*). Ja, seit der Eröffnung des Nationalparkes sind zwei Grosstiere wieder aufgekommen, von denen das eine, der *Rot- oder Edelhirsch*, vorher gänzlich verschwunden war, der 1918 bereits in 9 Stück gesichtet wurde, 1923 schon 82, 1921 = 130 und heute gegen 200 Stück zählt, die sich auf alle Parkteile verteilen, und das *Reh*, das anfangs nur wenige Stück aufwies,

*) Aus der Festrede von *E. Bächler*: „25 Jahre Schweizerischer Naturschutzbund und Schweizerischer Nationalpark“, gehalten an der Naturschutz-Landsgemeinde in Zernez am 22. Juli 1934.

1918 deren 60, 1926 schon 232 und jetzt sind es deren 280. Merkwürdigerweise befindet sich momentan die *Gemse* mehr im Zeichen des Abnehmens, was wohl nur eine vorübergehende Erscheinung bedeutet, da ihre Lebensbedingungen dort keine Einbusse erlitten haben.

* * *

Dass der **Steinbock** einstens Bürger des heutigen Nationalparkgebietes gewesen ist, habe ich bereits erwähnt. Es sind die beiden Schädelfragmente, die im *Val Ftur* beim Fuorn und am Fusse des *Piz d'Esan* im Val Müschauns gefunden wurden, sprechende Zeugen dafür. Auch trägt das *Val del Botsch* den Namen von beek, buck, boatsch = Bock = Steinbock. Mehrere Gemeinden des Engadins (Zernez, Schuls, Scanfs) tragen den Steinbock in ihrem Wappen, und die vielen Sgraffitozeichnungen auf alten Engadiner Häusern sind ein sprechender Beweis für die Wertschätzung dieses Tieres in der Volksseele.

Es darf nicht verwundern, wenn das Aufblühen der jungen Steinwildkolonien im Marchstein-Hühnerspitz in den Grauen Hörnern und im Piz d'Aelagebiet die Männer des Naturschutzes in der Schweiz (Nationalparkkommission und Bund für Naturschutz) auf den Gedanken und den Wunsch brachte, den *Steinbock* auch im *Nationalpark* im untern Engadin, wo er nach sichern Zeugnissen einstens auch seine Herrschaft behauptete, wiedereinzubürgern. Es waren besonders die Herren Nationalrat *Dr. F. Bühlmann* in Grosshöchstetten (Kt. Bern), Sekretär der Eidgen. Nationalparkkommission, und *Dr. Stephan Brunies*, Sekretär des Schweiz. Bundes für Naturschutz in Basel, zugleich Oberaufseher des Nationalparkes, ein stämmiger Sohn des Engadins, die die Verwirklichung der Steinbock-Wiedereinbürgung dasselbst nicht mehr lange aufschieben wollten.

Ja, es hatte sich Herr Nationalrat *Bühlmann*, ein waidgerechter Jäger und Verehrer des Steinbocks, bereits das *Val Tantermozza*, südlich von Brail, als Aussetzungsort für Steinwild auserkoren gehabt. Die Besichtigung und Begutachtung des Gebietes durch eine Viererkommission: Dir. *Robert Mader* (St. Gallen), *Dr. med. Ch. Schmidt*, Chemiker *Bernhard* (beide in Chur) und den Verfasser dieser Schrift führte aber zu dem Ergebnis, dass genanntes Gebiet insofern recht ungeeignet sei für ein Steinwildschutzgebiet, weil das offene Jagdgebiet des Inntales hart bis zur Blockhütte des Tantermozzatales sich erstreckte, das Steinwild dadurch ganz besonders im Winter, wenn es

mehr dem untern Teil des Tales zuwechselt, nicht die genügende Sicherheit vor Jägern und Wilderern geniesse. Wenn wir nun im folgenden Unterabschnitte dennoch hören, dass das Val Tantermozza später doch noch als Steinbockasyl auserwählt wurde, so ist dies dem Umstände zuzuschreiben, dass vor drei Jahren die Jagdgrenze an den Innfluss, also ins Tal hinunter verlegt werden konnte und damit die schwerwiegenden Bedenken wegen allzustarker Gefährdung des Wildes gänzlich dahinfieben.

Im Gutachten vom 6. Juni 1920 an die Nationalparkkommission (Verfasser: *Dr. E. Bächler*) war nun auf ein anderes, ebenfalls im Nationalpark gelegenes Gebiet hingewiesen, dessen Eignung als Steinbockasyl in verschiedenen Beziehungen noch als günstiger erschien, wenn auch namentlich der Umstand verhältnismässig grosser Nähe an der italienischen Grenze einige nicht unbegründete Bedenken aufkommen liess, nämlich auf den gleich hinter Zernez zwischen dem Val Cluoza und dem Tal des Spölflusses sich erhebenden, nordsüdlich streichenden Höhenzug des *Piz Terza* (2683 m), der den nördlichen Ausläufer des noch höheren *Piz Murtèr* (2838 m), des Piz del Diavel (3072) und des Piz dell'Acqua (3129 m) bildet.

Die gesamte Lage dieses Bergrückens, seine Höhengliederung, Besonnung, die pflanzengeographischen Verhältnisse, namentlich aber die riesigen Legföhrenbestände insbesondere auf der Spölseite, darunter der weitgedehnte Fichtenmantel, in der Höhe über dem Legföhrengebiete ausgedehnte schöne Alpweiden, zahlreiche felsige Unterstände unter Balmen und Halbhöhlen, all das waren Vorzüge für ein Steinwildgebiet, wie sie nicht leicht anderswo in ihrer Gesamtwirkung gefunden werden konnten. Dazu hatte das Wild in jenem Gebiete, wo sich auch zahlreiche Gemsen in grössern Rudeln z. B. im *Plan del chamuotschs* und im *Plan del Giachem Filli* aufhalten, beste Gelegenheit, den ganzen Gebirgszug vom Piz Terza bis zum Piz del Diavel je nach den Jahreszeiten zum Wechsel zu benützen. Dabei musste es freilich den von Parkbesuchern vielbesuchten Weg vom Blockhaus Cluoza über *Alp Murtèr* hinab nach Plan Larschaida und zur Spölbrücke (Punt Praspöl) bis hinauf nach Ova d'Spin queren. Es war deshalb vorgesehen, das auszusetzende Steinwild mehr an den Piz Terza selbst zu fesseln und für Touristen ein Verbot des Betretens des Terzarückens nördlich des genannten Weges zu erlassen, damit die Tiere nicht beunruhigt oder sogar vertrieben würden. Aus Sicherheitsgründen musste auch das am Nordhang des Piz Terza sich

ausbreitende, bis an den Spöl hinunterreichende Weide- und Waldgebiet von *Falcun* zum Jagdbanngebiet erhoben werden, was den Zernezer-Jägern anfänglich nicht recht gelegen war, alsdann aber doch „geschluckt“ wurde, da sie ein Interesse und einen Stolz darauf hatten, den Steinbock wieder lebendig in ihren Marken zu besitzen.

Bedenken wegen Gefährdung des Steinwildes durch italienische Wilderer des nahen *Val Livigno* suchte man zu zerstreuen durch Anwendung einer strengen Wildhut, die nicht nur vom Parkwächter in Cluoza, sondern auch von den schweizerischen Grenzwächtern ausgeführt werden sollte. Sodann hoffte man auf baldige Verwirklichung der Errichtung einer möglichst breiten *Jagdschutzzone* an der Südgrenze des Nationalparkes auf *italienischer* Seite, wodurch den Wilderern ihr Handwerk wenn nicht gänzlich gelegt, so doch bedeutend eingeschränkt werden sollte.

Da man anfänglich Befürchtungen hegte, dass ein längerer, mehr als einen Tag dauernder Transport der Steinwildtiere vom Wildpark bis zum Aussetzungsorte diese allzu stark ermüden, ja ihnen zum Verderben gereichen könnte, so entschloss man sich, besonders auf Wunsch von Herrn *R. Mader*, als Aussetzungsstelle die Ostseite des *Piz Terza* in Praspöl auf 1750 m Höhe, zu wählen, da der Zutransport von Zernez nach Ova d'Spin, Punt da Spöl, Praspöl viel leichter und rascher vor sich gehe, als jener von Zernez über Selva, Fopps nach dem Blockhaus Cluoza und von dort in die Felsgegend der Westseite des *Piz Terza*. — Wenn man so alles zum voraus wüsste, was da kommt, so hätte man das letztere Projekt ausführen sollen.

* * *

Am 19. Juni 1920 trafen sich zwei Steinbockmänner: Nationalrat *Dr. F. Bühlmann* (Grosshöchstetten) und der Verfasser dies in Sargans. Jeder von ihnen führte in den Gepäckwagen eine teure Habe mit sich, ersterer 4 Steinwildtiere aus dem Wildpark Interlaken (einen zweijährigen und einen einjährigen Bock und zwei einjährige Geisslein), letzterer 3 Tiere, ebenfalls einen zwei- und einen einjährigen Bock und ein einjähriges Geisslein aus dem Wildpark St. Gallen. In Chur wurden die Tiere, bezw. die 7 Kisten in den Gratisfestwagen der Rhätischen Bahn geladen und ihrem Bestimmungsorte (Zernez) zugeführt.*). Hier hatte sich die ganze Gemeinde, alt und jung, sogar

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser ersten Steinwildaussetzung in den Nationalpark habe ich im „St. Galler Tagblatt“ vom 23. u. 24. Juni 1920 (Nr. 145 u. 146) erscheinen lassen. E. B.

die Bürgermusik zum festlichen Empfange ihres lebendigen Gemeinde-Symbols eingefunden. Nachdem die Tiere in ihren Kisten im Güterschuppen des Bahnhofs die Nacht gar gut überstanden hatten, bewegte sich am andern Morgen in der Frühe ein sehr merkwürdiger Tross von Wagen, Kutschen und Menschen, wie ihn die alte Ofenstrasse noch nie gesehen hatte — nahe am Schlusse des Zuges die beiden Steinbockwagen mit den Sieben — zum bekannten Wegerhause von Ova d'Spin. Jetzt traten mehr als 20 Träger (inbegriffen die Ablösungen) vor, stämmige, der Lasten gewohnte Engadiner, die sich freiwillig gestellt hatten, um die 7 Kisten zur Tiefe des Spöls, über die dortige Brücke ans jenseitige Ufer und von dort in halbstündigem Marsche auf kurz vorher von Parkwächter *Langen* mit Axt und Pickel *gebahntem Wege zum Aussetzungsplatz im legföhren-bestandenen Praspöl* zu tragen. Hier das alte ergreifende Bild: Kommando 1 - 2 - 3 — Schiebtüre hoch! und wie die Kugeln aus den Rohren „fliegt“ es heraus — das Steinwild — und rasch bergen! Frei ist der Bursch! „Heil dem Steinbock im schweizerischen Nationalpark!“ rief ihnen der greise, aber noch stämmige Oberst *Bühlmann* zum Abschied nach. — Kleine Steinbock-Nachfeiern sind beinahe zum läblichen Brauche geworden: Vertreter der Bundes-, der Kantonal- und Gemeindebehörden (hier die Herren Bühlmann, Regierungsrat Dr. Bezzola (Chur), Gemeindepräsident Wohlwend (Zernez), der Präsident der Unterengadiner Jägergilde, Bisseng, Steinbockbiographen usw.) ergehen sich in gegenseitigen Beteuerungen, Hüter und Schützer des hehren Steinwildes zu sein und zu bleiben. — Man kann darüber denken, was man will: Es ist ein lange nachwirkendes *Erlebnis*: Die Wiedergutmachung der an der Natur begangenen Sünde!

Es war das erstemal, dass der Versuch gemacht wurde, Steinwild aus *verschiedenen Wildparken*, d. h. von *St. Gallen* und *Interlaken* (letzterer 1915 begründet, siehe später) gleichzeitig am nämlichen Orte auszusetzen. Und siehe da: Schon hier zeigte es sich, da sie aus verschiedenen „Nestern“ stammten, eine höchst auffallende Abneigung bezw. Trennung voneinander: „Hie Bärn, hie St. Gallen!“ In raschem Zuge fuhren die vier Berner Steinböcklein den ziemlich steilen, legföhrenbesetzten Berghang hinan und kamen bald aus dem Gesichtsfelde. Die St. Galler machten keine Miene ihnen zu folgen, und hielten sich, sobald sie in die Sicherheitsgrenze gegen die zahlreich anwesenden Menschen, die das Schauspiel der Freilassung von Steinwild bewunderten, gekommen waren, doch in der Nähe des Aus-

setzungsortes auf. Es konnte mit Sicherheit beobachtet werden, wie ein Berner- und ein St. Gallerbock bei ihrer ersten Begegnung in Freiheit sich bekämpften und alsdann fluchtartig mieden. („Kantönligeist“). Schon nach wenigen Tagen hatten sich die Interlakener-Tiere bereits auf den 300 Meter höher gelegenen Plan del Chamuotschs, dem bekannten Gemsenplatze angesiedelt, während die St. Galler sich mehr an die obere Waldgrenze, also tiefer unten hielten. Doch wechselten die Berner jeweilen abends in den Schutz des Legföhrengürtels hinunter.

Unter der guten Beobachtung des Parkwärters von Cluozza, *A. Langen*, stehend, wurden schon von Anfang an die jeweiligen Standorte und Wechsel des Steinwildes genau fixiert und in die topographische Karte eingetragen (ich verdanke Herrn Nationalrat Oberst *Bühlmann* die Kopien der betreffenden Blätter). Alle Meldungen des ersten Jahres lauten durchaus günstig; die Kolonie hielt sich noch völlig an den Terzahang und wechselte noch nicht auf die Val Cluozaseite. Die Begegnungen von Steinwild mit den Gemsen auf Plan del Chamuotschs verliefen durchaus ohne Kampf, wenn auch von Anfreundung keine Rede war. So meldet *Langen* unterm 18. Juli (1920)*: „Auf seinem gewohnten Wechsel stösst der zweijährige (Interlakener) Steinbock gegen ein Rudel Gemsen von 36 Stück. Während die alten Gemsen weiter oben äsen, liegen die 14 Kitze gegen die Felsen und Grätschen. Wie der Steinbock in ihre Nähe kommt, springen die Gemsen in einer Linie auf das Grätschen und stellen sich vor die Kitze mit hocherhobenem Kopfe. Der Steinbock stutzt und kehrt auf seinem Wechsel zurück.“ — Gegen Ende des Jahres zog die ganze Kolonie wohl infolge Wassermangels in der Höhe gegen den Spöl hinunter.

Nach guter Ueberwinterung der Tiere sah man ihrer Weiterentwicklung mit frohen Hoffnungen entgegen. Veranlassung zu einigen Bedenken bot die Beobachtung, dass anfangs März 1921 drei Steinwildtiere auf das rechte Spölüfer hinübergewechselt hatten, um sich an die dort vorhandenen natürlichen *Salzlecken* zu machen. Es gelang, sie wieder ins Terzagebiet hinüberzutreiben, wo ihnen der Parkwärter eine künstliche Salzlecke anlegte, die dann auch gerne benutzt wurde. Bald hatten die Kolonisten des Piz Terza die andere Talseite gegen Cluozza hin ausfindig gemacht, wo sich eine natürliche Salzlecke befand. Jetzt legte *Langen* auch noch eine künstliche oberhalb des

*) Jahresbericht der Eidgenössischen Nationalpark-Kommission 1920. S. 12. Ich berichte im folgenden auch nach den Jahrgängen 1921—1933, (Verfasser: *Dr. F. Bühlmann* und *Dr. N. Zimmerli*).

Blockhauses Cluoza an. Da gab es einen förmlichen Wettlauf der Gamsen und Steinböcke um diese Lecke, in dem die letzteren stets den Vorrang behaupteten.

Es ist eine bereits vielfach bestätigte Tatsache, dass Steinbock und Gemse sich nie tätiglich aneinander vergehen, sich aber auch nicht untereinander mischen und nicht in Freundschaft oder Symbiose leben. In allen Fällen respektiert die Gemse den Grossgehörnten als den Stärkern auf dem Plan. Die Gamsen beobachten den Satz: „Gehst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken.“ Beide Tierarten verteilen sich einfach auf die verschiedenen Stockwerke ihrer Bergbehausung, mischen sich nicht in die Angelegenheiten der andern und tun nach Art kluger Hausgenossen. Begegnen sich urplötzlich ein kapitaler Gamsbock und ein nur dreijähriger Steinbock, so setzt es nur ein gegenseitiges heftiges Pusten und Erstaunen ab, worauf der Gamsbock rasch zur Seite abstreicht. Eine gegenseitige Verfolgung findet nie statt.

Im Frühjahr 1922 traten, wie erwartet, Mutterfreuden in der Steinwildkolonie des Nationalparkes ein. Merkwürdigerweise nur mit einem Kitz, anstatt mit drei nach der Zahl der Geissen. Diese Tat sache mahnte zum Aufsehen, da konnte es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. In Wirklichkeit war der Kolonie ein grosses Leid angetan worden, und es hatten jene Engadiner Jäger Recht bekommen, die vor der Aussetzung des Steinwildes auf der Spölseite des Piz Terza gewarnt und der Cluozaseite den Vorrang gegeben hatten, nämlich wegen der Gefahr der Livignasker-Wilderer. Einbrüche solcher im Nationalparkgebiet fanden schon vor der Steinwildaussetzung statt; ganz berüchtigt war ein gewisser *Bormolini* von Livigno, der sich trotz mehrfacher schärfster Verwarnungen immer wieder zeigte, und dies erst recht, als ihm bekannt wurde, dass Steinwild eingesetzt worden war, das, wie es scheint, ihm in die Augen gestochen hatte. Er bestimmte sich sein Schicksal selbst; denn um die Mitte August 1923 stiess er mit zwei schweizerischen Zollwächtern in La-wiruns im Casannatal zusammen und wurde, da er die Waffe gegen sie erhob, von einem der Zollwächter in äusserster Notwehr erschossen. Dieser Fall hätte wohl zu diplomatischen Auseinandersetzungen geführt, wenn nicht der Leumund Bormolinis in seiner eigenen Heimat der denkbar schlechteste gewesen wäre. Ihm und seinen Komplizen war es gelungen, vier von den sieben Steinwildtieren, die, wie wir hörten, im zweiten Jahre (1921) sehr stark zur Tiefe des Spöltales

wechselten, diesem entlang flussaufwärts gegen das Livignotal hin zu treiben, wobei zwei Böcke, ein 3jähriger und ein 2jähriger, von ihnen zur Strecke gebracht wurden, während die zwei zweijährigen Geissen dagegen auf ihrer Flucht den Weg ins nahe schweizerische *Heutal* (*Val del fain*) und alsdann noch weiter westlich ins Gebiet des *Piz Albris* fanden. Ueber das Schicksal dieser zwei klugen Stein-geissen, die dort die Begründerinnen der heute am besten gedeihenden schweizerischen Steinwildkolonien geworden sind, werden wir in einem besondern Abschnitte berichten.

Es mag hier noch angeführt werden, dass es den Bemühungen des jetzigen Besitzers vom Hotel Fuorn, Herrn *Grass* jun., nicht ohne gewisse Schwierigkeiten gelungen ist, Schädel und Gehörn der beiden von den Livignasker-Wilderern erlegten Böcke (es waren jene von Interlaken, wie auch die beiden Geissen) als Eigentum zu erwerben. Sie gelangten dann in den Besitz von Herrn *Dir. Robert Mader* in St. Gallen im Austausch gegen ein Aostaner-Steinbockgehörn, und er übergab sie geschenkweise in seine bereits so ansehnliche Jagd- und Steinbockgehörnsammlung im st. gallischen naturhistorischen Museum als Belegstücke ganz besonderer Art.

Der Verlust der vier Interlakener Tiere im Nationalpark bedeutete nun für die nur noch dreiköpfige Kolonie (die drei St. Galler Tiere) mit nur einem *einzigem weiblichen Stück* (1921 2jährig) einen nahezu katastrophalen Einbruch. Wie sollte nämlich unter solchen Umständen überhaupt von einer ausgiebigen Vermehrung die Rede sein? Denn erst im folgenden Jahre (1922) durfte günstigsten Falles das erste Steinkitz geboren werden, und ein weiterer Nachschub aus dem Wildpark Interlaken mit einem Böcklein und zwei Geisslein (alle einjährig) konnte erst 1923 erfolgen. Der St. Galler Wildpark war damals nicht imstande, Steinwild zu liefern, da die Vermehrung dort besonders in weiblichen Tieren eine sehr geringe war. Die gelieferten Interlakener Geisslein wurden erst 1925 fortpflanzungsfähig.

Während 5 vollen Jahren war demnach der weitere Zuwachs des Steinwildes im Nationalpark einzig auf die jeweiligen Geburten der einen St. Galler-Geiss angewiesen. Es wurden nun auch sicher Kitz nachgewiesen, je *eines* in den Jahren 1922—1926. — 1924 wurden dann von Interlaken aus zwei weitere weibliche Stück (ein 2jähriges und ein 1jähriges Geisslein) nachgeschoben und 1926 vom gleichen Wildpark noch ein Böcklein und zwei Geisslein, alle drei 1jährig. — So war also das Wachstum der Nationalpark-Kolonie

ganz naturgemäß nur ein *sehr langsames*, ja man muss es geradezu als ein Wunder bezeichnen, dass die Kolonie überhaupt aufgekommen ist! Denn es scheint nicht ausgeschlossen zu sein, dass auch noch weitere Belästigungen der Tiere durch Wilderer stattgefunden haben, die bewirken könnten, dass noch mehr Tiere ausgewandert sind, da und dorthin, wie einige Beobachter wissen wollten. Selbst Wildhüter *Rauch*, der Hüter der Albris-Kolonie (siehe diese!), neigte sich zur Annahme, dass noch weitere Tiere vom Nationalpark in sein Gebiet hinausgewechselt hätten. Bestimmtes lässt sich hierüber nicht sagen.

Sicher ist das Auftreten einer ausgesprochenen Unruhe und des Verziehens der Tiere auch infolge des sich mehrenden Besucherschwarmes, der von der Blockhütte von Cluoza stets den Uebergang über den Murtèrrücken nach der Ofenstrasse bewerkstelligte, wobei, wie schon erwähnt wurde, auch der Rücken des Piz Terza unerlaubterweise betreten wurde. Zufolge dieser Störungen zogen sich dann die Tiere vielfach gegen Süden in die Talmitte bis zum Piz Murter und noch weiter in den Talhintergrund nach Uerts del Diavel und selbst bis unter den Piz del Diavel, wie auch ins Val Sassa; doch konnten sie gegen den Winter immer auch wieder am Terza gesichtet werden. Es kann hier noch nachgetragen werden, dass die Aussetzungen von 1923, 1924 und 1926 nicht mehr auf der Spölseite, sondern im Cluozateil des Piz Terza erfolgten, da man den Tieren die Begegnung mit Wilderern ersparen wollte.

Ich verzichte hier absichtlich auf die Wiedergabe der statistischen Angaben über den jeweiligen Steinwildbestand in den Jahren 1923 bis heute, denn wegen der auch hier vorhandenen schwierigen Ubersicht haben Zahlenfeststellungen nur relativen Wert. Der heutige Gesamtbestand ist also mit **21** bis **30** Stück nicht zu hoch bewertet; er deutet nun doch mit Sicherheit auf ein zusehendes Hochkommen dieser Kolonie!

Ein Hauptübelstand war von jeher das Fehlen systematisch und ganz zweckmäßig angebrachter *Salzlecken*, die die Tiere veranlasst hätten, mehr zusammenzuhalten und ortkonstant zu bleiben. Die Wichtigkeit der künstlichen Salzlecken wurde erst im Piz Albrisgebiet erkannt.— Die allzukleinen Nachschübe, ganz besonders aber der verhängnisvolle Eingriff durch Wilderer, tragen die Hauptschuld an der verzögerten Entwicklung der Steinwildkolonie im Nationalpark. Bereits anlässlich der ersten Aussetzung auf der Spölseite des Piz Terza (1920) hatte

einer der anwesenden Engadinerjäger die Ansicht geäussert, dass der Ort der Freilassung der Tiere (20. Juni), viel zu tief gelegen sei (1750 m), sie gehörten eigentlich um diese Jahreszeit höher hinauf an den Murtèrgrat und an die felsigen Seitenwände des obersten Piz Terza. Ich musste dem Manne recht geben; denn ganz bestimmt hätten die Tiere dann, weil hier bedeutend über der Waldgrenze stehend, nicht immer wieder zur Tiefe des Spöltales gehalten, wie das der Fall war, und wo sie dann von den Wilderern so leicht abgetrieben werden konnten. Dort hinauf hätte sich auch wegen der allgemeinen Sichtigkeit wohl keiner gewagt.

Es war deshalb durchaus geboten, dass man die späteren vier Aussetzungen alle ins Cluoatal verlegte, wenn auch leider dort viel zu wenig darauf gehalten wurde, die Tiere möglichst unbehelligt zu lassen. Ihr allmähliches regelmässiges Ausziehen in die hintern Täler von Cluoza (Val del Diavel, Val Sassa) bedeutete aber unter keinen Umständen etwas Ungehöriges, da sie sich, orographisch und biologisch gesprochen, in richtiger Gegend befanden. Ihre stete Wiederkehr an den vordern Ausgang des Tales (Terza) im Winter bekundete doch ihre Anhänglichkeit an den Ort der zweiten bis vierten Aussetzung und instinktiv richtige Auswahl ihrer Lebensorte in den verschiedenen Jahreszeiten. Hätte man auch die *erste* Aussetzung ebenfalls im Val Cluoza vorgenommen, so würde bestimmt der so bedauerliche und frevelhafte Einbruch der Livignasker-Wilderer unterblieben sein.

Mehrmals tauchten auch Gerüchte vom Vorkommen einzelner Steinwildtiere in andern Gebieten des Nationalparkes und auch ausserhalb dieses auf; ganz genaue Anhaltspunkte sind zwar nicht vorhanden. Bei der Wanderlust der Böcke aber zur Zeit der Hochträchtigkeit der Geissen und während diese ihre Jungen betreuen, bedeuten solche Wegzüge durchaus nichts Unschickliches.

Man kann also mit gutem Gewissen die Steinwildkolonie des Nationalparkes als durchaus stand- und lebensfähig bezeichnen; mit den 25—30 Tieren, die heute dort vorhanden sind, dürfte sie sich jetzt rascher bevölkern, wenn die Zahl der weiblichen Tieren eine genügende ist. Nicht mit Unrecht hat man noch an 1—3 kleinere Nachschübe von Junggeissen in dieses Gebiet gedacht; vielleicht aber wird es möglich, einen Teil der jetzt im nahen Val Tanermozza angesiedelten Tiere mittelst Salzlecken ins Val Valetta und Val Cluoza hinüberzulocken zur Verstärkung dieser Kolonie.

Steinwildaussetzungen im Terza-Cluozagebiet.

$(\sigma = \text{Bock} \quad \varphi = \text{Geiss})$

1920 := 7 Stück 4 ♂ + 3 ♀	$\left\{ \begin{array}{l} 2 \sigma, 1- \text{u. } 2\text{jährig} \\ 2 \varphi, 1\text{jährig} \\ 2 \sigma, 1- \text{u. } 2\text{jährig} \\ 1 \varphi, 1\text{jährig} \end{array} \right\}$	von Interlaken. von St. Gallen.
1923 := 3 Stück 1 ♂ + 2 ♀	alle 1jährig	
1924 := 2 Stück 2 ♀	1- und 2jährig	
1926 := 3 Stück 1 ♂ + 2 ♀	alle 1jährig	
$\underline{15 \text{ Stück } 6 \sigma + 9 \varphi}$		von Interlaken.

Von den 7 Stück 1920 sind 1921 die vier Interlakener-Tiere von italienischen Wilderern vertrieben, die zwei Böcke geschossen worden. Die zwei Geissen flüchteten ins Heutal (Val del fain) und an den Piz Albris ob Berninahäuser.

B. Tantermozza-Kolonie.*)

Kaum ein anderes Tal des Nationalparkes trägt so den Charakter weltverlorner Einsamkeit und der Erhabenheit ursprünglichster Natur wie das vom Menschen kaum je wesentlich veränderte *Val Tantermozza*. Es ist auch heute noch der am wenigsten besuchte, weil zugleich wildeste Teil der ganzen Grossreservation. Wie bei den meisten unserer alpinen Nebentäler, die erst nach steiler Gehängestufe sich über einem der grossen Flusstälern (Rhein, Rhone, Tessin und Inn) erheben, rauscht auch hier aus enger Klamm dem schon recht lebendig gewordenen Innfluss ein noch übermütigeres Berggewässer, der nach dem Tal benannte Tantermozzabach, entgegen. Beinahe unvermittelt scheint er dem langgezogenen Karhintergrunde zu entspringen, über dem majestätisch schön die blendend weissen Schnee- und Gletschermassen des Piz d'Esan (3130 m) und des Beherrschers des gesamten Nationalparkes, des Piz Quatervals (3168 m) den abschliessenden Rahmen bilden. Schon am obersten Rande des alten Karausgangs ergeht sich der Bach in tollen Sprüngen über das Gestein zur Tiefe,

*) Die Steinwildaussetzungen sind in dieser Schrift nur zum Teil chronologisch angeordnet, d. h. bis und mit der Nationalparkkolonie; ich habe sie hier nach geographischen Rücksichten behandelt. Die Tantermozza-Kolonie ist zeitlich die *jüngste*, aber sie gehört in den Rahmen des Nationalparkes. Wenn wir hier auch einige menschliche Erinnerungen an die jeweiligen Ereignisse bei den Aussetzungen einflechten, so mögen sie als Ausdruck der gerechten Freude gelten.

als wollte er beweisen, dass ihm allein die Entstehung des engklüftigen Flusstales bis zum Inn hinunter zu verdanken sei.

Hier in dieser alpinen Wildheit und Unberührtheit, weitab von der Berührung mit dem Menschen, gedachte man, wie bereits im vorigen Abschnitte erwähnt wurde, die erste Steinwildkolonie im Nationalpark zu begründen. Wo wäre dieses herrliche Wild wohl ungestörter, unbehelligter gewesen als hier, wo die Lebensbedingungen für den Steinbock sozusagen alle gegeben waren? Der einzige Umstand, dass infolge der allzunahen Jagdgrenze, die bis zum Eingang des Taltroges reichte, die Sicherheit der Tiere in Frage gestanden wäre, liess damals noch von dem schönen Plane Umgang nehmen.

Nun erfolgte aber im Jahre 1932 die Schaffung des eidgen. *Jagdbannbezirkes* Selva-Carolina-Varusch, womit das Haupthindernis für eine Steinwildeinsetzung ganz beseitigt war. Denn jetzt liegt die Jagdgrenze ganz unten am Innfluss; der ganze Berghang von diesem bis zur Blockhütte Tantermozza erfreut sich des nämlichen Wildschutzes wie die übrigen Gebiete.

Es bedurfte nun der tatkräftigen Energie des neuen Präsidenten des Schweiz. Bundes für Naturschutz, Herrn Oberst *Eduard Tenger* in Bern (seit 1931), um den von ihm wieder aus der Versenkung gehobenen Plan der Besiedlung des Tantermozzatales mit Steinwild zu verwirklichen. Im Hinblick auf das nur langsame Wachstum der Terza-Murtèr-Diavel-Kolonie war die Begründung einer zweiten solchen im Nationalpark geradezu eine Notwendigkeit und der Gedanke einer späteren Vereinigung der beiden nicht von der Hand zu weisen. Selbst ein grosser Freund und Heger des Jagdwildes, wollte Präsident *E. Tenger* hier seinem schützerischen Willen ein bleibendes Denkmal setzen. Rasch und ohne langes Besinnen wurde zum Werke geschritten, dem in verdankenswertester Weise das eidgen. Oberforstinspektorat, die Herren *Petitmermet* und *Dr. N. Zimmerli* sofort tatkräftig zur Seite standen durch die Beschaffung des Steinwildes und der Organisation der Aussetzung. Glücklicherweise waren diesmal die beiden Wildparke St. Gallen und Interlaken in der Lage, Jungwild in grösserer Zahl abgeben zu können, nämlich volle 9 Stück. Zum ersten Male liess sich also die Forderung erfüllen, einen Ersteinsatz mit richtiger Individuenstärke zu bewerkstelligen. Dies wurde namentlich auch dadurch möglich, weil sich der Vorstand des *Schweiz. Bundes für Naturschutz* ebenfalls am Ankaufe von Steinwild beteiligte. Die unerwartet günstige Entwicklung der Steinwildkolonie am Piz Albris

ob den Berninahäusern bewirkte dann auch, dass der dortige, in Steinwildsachen so trefflich bewanderte Wildhüter *Andreas Rauch* in Pontresina zu den Vorbereitungen der Aussetzung im Val Tantermozza und als Berater des letzteres Gebiet betreuenden Parkwärters *Reinalter* beigezogen wurde.

Der 7. Juli 1933 war wiederum ein denkwürdiger Tag in der Wiederbesiedlungsgeschichte des Steinbocks.*⁾ Die Rhätischen Bahnen brachten früh am Nachmittage in den bekannten Transport- und Tragkisten kostenlos nach der sonst so einsamen, jetzt aber plötzlich belebten Ausweich-Bahnstation Carolina zwischen Brail und Zernez die ansehnliche Zahl von 9 Steinwildtieren (3 Böcken und 6 Geissen) von 1—3 Jahren und eine sechsjährige Geiss (siehe Uebersicht am Schlusse dieses Abschnittes!) aus den Wildparken St. Gallen und Interlaken. Mitglieder der Nationalparkkommission, des Schweiz. Natur-schutzbundes, Damen und Herren der Wildparkgesellschaft St. Gallen, sowie eine ansehnliche Menge Volkes von Einheimischen bildeten die Begleitung des die Träger der neun Kisten und ihre Ablösungen ziemlich beanspruchenden Transportes das steile Gehänge hinauf bis zur Blockhütte von Tantermozza, wo ein richtiger Halt erfolgte.

Allein das war erst etwa die Hälfte des ganzen Weges bis zum Orte der Aussetzung. Der eint und andere, selbst Jäger, hätten schon hier den in den Kisten gerüttelten und fast schmachtenden Tieren die goldene Freiheit geschenkt. Doch der vorsehende Wildhüter *Rauch* von der Albriskolonie hatte bestimmt, dass dies erst viel weiter hinten und oben stattfinde, d. h. *über* der obersten Waldgrenze, dort wo den Tieren bereits ein zweckentsprechender Sommerweideplatz zur Verfügung stand, in nächster Nähe Felsunterstände mit Wasserquellen, sowie zwei sorgsam angelegte künstliche Salzsteinlecken. An diese wichtige Stelle sollten die Tiere gleichsam *gebunden* werden, die sie immer wieder aufsuchen mussten, ob sie höheren oder niederen „Stand“ behaupteten. Hatten sie einmal die obere Region mit den höchsten Weideplätzen gründlich kennen gelernt, so war es ihnen ein Leichtes, im Winter auch Beherrschter tieferer Plätze zu werden, wo ihnen ebenfalls am richtigen Orte angebrachte Salzlecken an lawinensicheren Stellen zur Verfügung gestellt wurden. Im folgenden Frühjahr musste es die Tiere von selbst wieder zu den bereits im Vorjahr kennen gelernten Hochsitzen hinaufziehen.

*⁾ Siehe „St. Galler Tagblatt“ vom 13. und 14. Juli 1933.



Phot. B. Schocher, Pontresina.
Abb. 19. Jungsteinwild am Piz Albris.



Phot. B. Schocher, Pontresina.
Abb. 18. Jungsteinwild am Piz Albris.



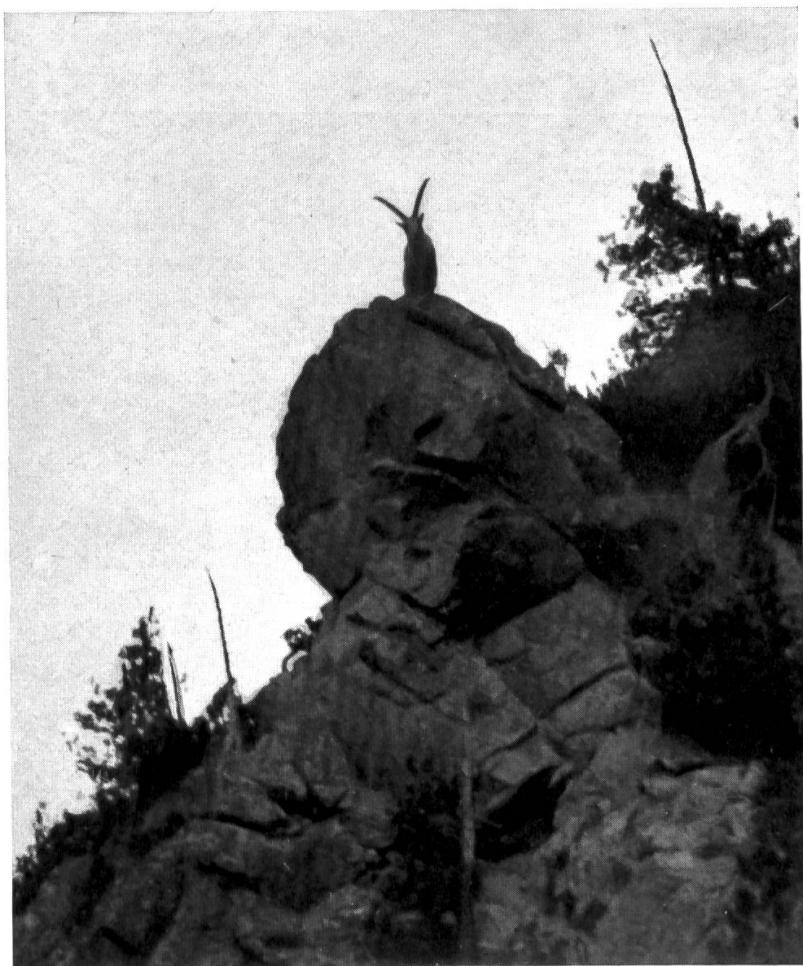
Abb. 20. Steinwild am Piz Albris.

Phot. B. Schocher, Pontresina.



Abb. 21. Albris-Steinwild: Menschen in Sicht!

Phot. B. Schocher, Pontresina.



Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 22. Albris: „Der König der Berge“.



Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 23. Albris: Steinwild über Schnee ziehend.



Abb. 24. Steinbock-Rudel am Piz Albris, Frühjahr 1934.

Phot. B. Schocher, Pontresina.

Wie vorausbestimmt zogen die 9 Tiere von der etwa 2300 m hoch gelegenen, nicht allzustark geneigten Schutthalde, wo sie der Freiluft der Berge übergeben wurden, rasch bergan; die ersten zwei hatten schon die eine Salzlecke gewittert und sprachen ihr bereits zu. Unter den üblichen Glückwünschen aller Teilnehmer entschwanden sie unsren Augen; der ganze Tross von Trägern mit leeren Kisten, Interessenten und Schaulustigen wandte sich talabwärts, der Blockhütte zu, wo alsbald ein fröhliches Lagerleben mit Picknick begann, gewürzt durch Gesang, durch Reden des eidgen. Oberforstinspektors *Petitmermet*, des Oberaufsehers des Nationalparkes *Dr. S. Brunies* und, wie hätte das anders sein können, auch des Verfassers dieser Schrift. Der Abend vereinigte die Steinbockfreunde im gastlichen Hotel „Concordia“ in Zuoz, wo noch manches frischfrohe Wort gesprochen wurde, so insbesondere vom Präsidenten der Wildparkgesellschaft St. Gallen, Herrn *A. Mettler-Specker*, und vom Präsidenten des Naturschutzbundes, Herrn *Oberst E. Tenger*, von diesem selbstredend in urechtem „Bärndütsch“.

Zum ersten Male konnte bei dieser Steinwildaussetzung im Val Tantermozza nicht nur mit einer ansehnlichen Zahl von Tieren (9) begonnen, sondern auch ein richtiges Verhältnis der Geschlechter (3 Böcke und 6 Geissen) innegehalten werden (1 : 2). Wohl war einer der Böcke bereits drei Jahre alt; aber „Kaspar“, wie er getauft war, zeichnete sich schon im Wildparkgehege durch eine unbändige „Wildheit“ und Sprungfertigkeit aus, so dass man darauf zählen konnte, er werde bei der Freilassung der Führer der Herde sein, was er in der Tat dann auch erfüllte. Auch die beiden drei- und zweijährigen Geissen waren durchaus freiheitlich geartet und fanden sich dann im Gebirge augenblicklich zurecht in der neuen Umgebung. Die alte, sechs oder mehr Jahrezählende Geiss, ein eigentlich scheues, gar nicht ins Gehege gehörendes Tier, konnte sicherlich nur in ganzer Freiheit sich wohl fühlen; wir wollten ihre Sehnsucht nach Ungebundenheit stillen und gaben sie als Geschenk von St. Gallen an den Bund, der die Kosten für vier Tiere, wie der Bund für Naturschutz jene für ebenfalls vier, übernommen hatte. Zwei der fünf einjährigen Tiere stammten aus dem Wildpark Interlaken, die übrigen alle von St. Gallen.

* * *

Nachdem von Parkwärter *Reinalter*, der nun zum Hüter einer kostbaren Herde geworden war, die Berichte über ihr Befinden im Sommer bis Herbst 1933 nur günstig gelautet hatten, wenn auch zwei

der Tiere sich von ihren Gespielen zeitweise etwas weiter entfernten, durfte man sich um so eher dazu entschliessen, schon im nächsten Sommer einen kräftigen Nachschub in diese Kolonie folgen zu lassen. Dies geschah im Juli 1934 und zwar gleich in der Zahl von 10 Tieren, d. h. zwei von Interlaken, die übrigen alle aus dem St. Galler-Wildpark. Auch wurde wiederum dem Geschlechterverhältnis die besondere Aufmerksamkeit zuteil, so zwar, dass auf 3 Böcke 7 Geissen kamen, unter letzteren eine zweijährige; die übrigen Tiere waren alle einjährig. Drei (σ und φ) waren von Interlaken, die andern sieben von St. Gallen. Mit diesem Bestande von 19 Stück, eingesetzt in zwei aufeinanderfolgenden Jahren, dazu in dem nun richtig durchgeföhrten Zahlenverhältnis des männlichen und weiblichen Geschlechtes, darf die Hoffnung auf ein rasches Aufkommen, Blühen und Gedeihen der Tantermozza-Steinbockkolonie eine durchaus berechtigte sein. Lawinen, Steinsehläge, Gebirgs-Unwetter vermögen einzelnen Tieren wohl Schaden zuzufügen, nicht aber die ganze Kolonie zu zerstören. Es ist deshalb zu begreifen, wenn gerade auf diese sich das besondere Augenmerk aller Freunde unseres herrlichen Nationalrefugiums richtet. Erfüllt es sich, dass zwischen ihr und jener des nahen Val Cluoza eine Vermischung stattfindet, so heisst das für diese, aus ältern Stämmen bestehend, eine Blutauffrischung, die in diesem Falle nicht ohne Bedeutung wäre, weil die Cluoza-Kolonie seit 1926 keinen Nachschub aus Wildparken mehr erfahren hat.

Aussetzungen Im Tantermozzatal.

σ = Bock φ = Geiss.

I. Einsatz. 7. Juli 1933: 3 σ und 6 φ = 9 Stück.

3σ 5φ 1φ	$\left\{ \begin{array}{l} 1 = 3 \text{ Jahre}, 1 = 1 \text{ Jahr alt, von St. Gallen.} \\ 1 = 1 \text{ Jahr alt, von Interlaken.} \\ 1 = 3 \text{ Jahre, } 1 = 2 \text{ Jahre, } 2 = 1 \text{ Jahr alt, von St. Gallen.} \\ 1 = 1 \text{ Jahr alt, von Interlaken.} \\ 1 = 6 \text{ oder mehr Jahre alt, von St. Gallen.} \end{array} \right.$
--	--

II. Einsatz. Juli 1944: 3 σ und 7 φ = 10 Stück.

3σ 6φ 1φ	$= 1\text{jährig, } 1 \text{ von Interlaken, } 2 \text{ von St. Gallen.}$ $= 1\text{jährig, } 2 \text{ von Interlaken, } 4 \text{ von St. Gallen.}$ $= 2\text{jährig, von St. Gallen.}$
--	---

4. Albris-Steinwildkolonie.*)

Wir treten nun in ein Steinbockasyl, das seine Erstbegründung merkwürdigerweise nicht dem Menschen, sondern der Klugheit des Steinwilden selbst verdankt. Ja, es kann mit Bestimmtheit behauptet werden, dass das Gebiet, das wir hier nun zu besprechen haben, kaum je von Kennern und Freunden des Steinbocks ihm zur Besiedelung angewiesen worden wäre. Um so eigenartiger, anziehender mutet uns das ganze Geschehnis an, das wir hier etwas ausführlicher schildern.

Eines Tages — es war Mitte August 1921 — kam der die Heimziegen an den nahen Hängen des Albris beaufsichtigende Sohn des John Martin Fimian, Besitzer der bekannten *Berninahäuser*, voller Erregung mit dem Berichte, es seien heute bei seinen Ziegen zwei merkwürdige Gemsen gewesen, die aber doch keine solche sein können, weil sie ziegenartige Gehörne besitzen. Bei seinem Erscheinen seien die eigenartigen Tiere zwar gar nicht weit weggeflüchtet, hätten sich aber bei seiner Entfernung wieder den Hausziegen genähert. Nach mehrmaliger Meldung des Knaben gingen andere mit ihm, doch konnten diese nichts feststellen. Als infolge des ersten Schneefalles die Ziegen heimgebracht werden mussten, folgten ihnen die beiden Fremdlinge bis zu den Geleisen der Berninabahn hinunter, machten sich aber sofort davon, wenn man in ihre Nähe kam. Des Rätsels Lösung, d. h. die Entscheidung, ob es sich um eine besondere Art Ziegen, Bastarde oder echtes Steinwild handle, zeigte sich aber erst im nächsten Jahre, nachdem der Wildhüter des Berninagebietes, *Andreas Rauch*, sich der mysteriösen Sache annahm. Auf seine Veranlassung und seine Rapporte an das Jagddepartement des Kantons Graubünden hin ersuchte mich dieses, zur endgültigen Abklärung einen Augenschein vorzunehmen. Ich verwies aber auf den Hüter der Steinbockkolonie im Aelagebiete, Wildhüter *Schmidt* in Latsch-Bergün, der in solchen Dingen grosse praktische Erfahrung besitze. Mitte Mai 1922 begab sich dieser auf-

*) In meiner Beschreibung der Albris-Steinwildkolonie folge ich zum Teil den Angaben, die Herr Wildhüter *Andreas Rauch* in Pontresina in einem ca. 150 Seiten umfassenden Manuskripte über seine 10jährigen Steinwildbeobachtungen in der dortigen Kolonie niedergelegt hat. Diese höchst anziehende, aussergewöhnlich gelungene Arbeit verdient es, so bald als möglich im Drucke zu erscheinen, zur Freude und Belehrung aller Steinwild- und Naturfreunde. Was ich hier wiedergebe, mit voller Einwilligung von A. Rauch, tut seiner Darstellung keinerlei Eintrag, sondern soll erst recht dazu aufmuntern, sich in seine originellen Schilderungen zu vertiefen.

tragsgemäss nach Berninahäuser und an den Piz Albris, wobei er mit Sicherheit feststellte, dass man es tatsächlich mit echten *Steingeissen* zu tun habe.

Neben den verschiedensten Vermutungen, woher diese gekommen sein möchten (Nationalpark oder Piz d'Aela), trat jetzt die Frage in den Vordergrund, was mit den zwei Steingeissen am Piz Albris eigentlich anzufangen sei. Mein Rat an die bündnerische Regierung lautete dahin, den beiden weiblichen Einsiedlerinnen zwei Gespane zuzusellen, was um so eher möglich sein könnte, da der Wildpark St. Gallen eben solche Böcke zu liefern imstande wäre.

Die Tatsache des im Jahre vorher (1921) erfolgten Hinaustreibens von 4 Steinwildtieren aus dem *Nationalpark*, das ich im Abschnitte über diesen geschildert habe, liess keinen Zweifel mehr aufkommen über die Herkunft der beiden Steingeissen. Es waren die den Livignasker-Wilderern entwichenen weiblichen zweijährigen Tiere, deren zwei männliche Begleiter ein Opfer ihrer Kugeln wurden. *Der so bedauerliche Einbruch in die Steinwildkolonie des Nationalparkes wurde die Ursache der Entstehung der Piz Albris-Kolonie:* Die beiden Geissen hatten den Weg vom Livigno ins bündnerische Heatal (Val del Fain) und an den Piz Albris gefunden, setzten sich dort fest, da ihnen das Gebiet anscheinend behagte.

Um sie nun an diesem Orte festzuhalten, wurde der Ankauf von zwei männlichen Tieren aus dem Wildpark St. Gallen in Aussicht genommen. Rasch schlossen sich eine Anzahl Steinbockfreunde in Pontresina und Umgebung zusammen, so vorab die Herren *Kaspar Hitz, Gian Saratz* und Wildhüter *Rauch*, um durch eine Geldsammlung die Mittel zur Erwerbung solcher Tiere zu beschaffen. Unterdessen stellte Rauch fleissige Beobachtungen über die beiden Steingeissen an, da es ihm darum zu tun war, sie in *diesem Gebiete* standhaft zu behalten und ihr Wiederauswandern in das nahe italienische Val Livigno zu verhindern. Als sehr wichtig galt ihm ihr Verhalten zu den immer noch am Albris weidenden Hausziegen und er sah dabei, wie sich die Steinwildziegen oft in ihre Gesellschaft begaben.

Schon von Anfang an hielt Rauch die kluge Regel inne, das Gebaren der beiden Steingeissen von der gegenüberliegenden Talseite des Berninapasses, vom Fusse des Munt Pers aus, mit seinem leistungsfähigen Zugfernrohr lange und eindringlich zu beobachten, um sie ja nicht zu stören und zum Wegzuge zu veranlassen, was sicher geschehen wäre, wenn er sich in ihr Standortgebiet begeben hätte.

Denn immer noch zeigten die Tiere die Neigung, sich am Südhang des Albris, also gegen das Heutal hin aufzuhalten. Der Weg ins italienische Gebiet wäre für Steinwild kein allzuweiter gewesen. Doch sah er die beiden Geissen oftmals bis hoch hinauf unter die letzte Gratspitze ziehen, wo sie sich den ganzen Tag über aufhielten, gegen Abend zu wieder in die Tiefe wechselten.

Die stete Furcht *Rauchs*, die Tiere könnten ihm doch noch entwischen, brachte ihn auf den überaus glücklichen Gedanken, für sie am Fusse der untersten, hochüberragenden Felswand gegen das Berninatal hin, in einer tiefen Aushöhlung (Balm) eine *künstliche Salzlecke* anzulegen. Von hier führte ein breites Rasenband in nördlicher Richtung über ein tieferes Tobel ins Mittelgebiet des Munt Albris. Bevor die St. Galler-Böcke ankamen — die Lieferung war etwas verspätet —, suchte man den Steingeissen dort weidende Hausziegen samt zwei kastrierten Ziegenböcken anzufreunden, um erstere ja noch an den Berg zu fesseln.

Endlich am 14. Juli langten die zwei einjährigen St. Galler-Steinböcke in Berninahäuser an, begrüßt von einer Menge Neugieriger, die ihnen bis zur Aussetzungsstelle folgten und sichtlich enttäuscht waren über die so kleingehörnten Tiere. Schon hier zeigte sich das eine der Böcklein — es war im Wildpark als Aostaner-Sprössling am „Mammeli“ aufgezogen worden — gar nicht menschenscheu, ja es musste richtig den Berg „hinaufgeschoben“ werden. Wir haben uns mit ihm noch weiterhin zu beschäftigen. Genau ein Monat verging, bis der Wildhüter mit höchster Freude berichten konnte, dass die beiden ins Gebiet gebrachten St. Galler-Böcklein mit den beiden Geissen zusammen gesehen worden seien, sie also bereits eine Familie bilden. In strammer Weise ging jetzt der Wildhüter darauf aus, den Totalschutz der ihm nun staatlich anvertrauten Tiere in die Wege zu leiten. Die bündnerische Regierung erklärte in erster Linie den gesamten *Albris-Bergzug als Jagdbanngebiet*, und Rauch setzte alles daran, den Jägern verständlich zu machen, dass dieses unantastbares Naturschutzgebiet sei, welche Bemühungen tatsächlich auf eine einsichtsvolle Rücksichtnahme stiessen; denn von diesem Zeitpunkt an liess sich keine einzige Uebertretung des Jagdverbotes, auch nicht von Wilderern, feststellen. Zugleich gelang es dem Wildhüter, seinen Freund *Fimian*, Besitzer der Berninahäuser, dafür zu bestimmen, fürderhin unbedingt auf jeglichen Weidebetrieb mit *Heimziegen am Piz Albris zu verzichten*. Damit war auch die Gefahr einer Vermischung von

Steinbock- und Hausziegenblut ein für allemal in klugster Weise besiegte. Das ist dem nun selbst zum Steinbockfreunde gewordenen Fimian recht hoch anzurechnen. Denn jetzt wurde er selbst mit seinem grössten Standfernrohr bei den Berninahäusern einer der fleissigsten und geschicktesten Beobachter des Steinwildes am Albris, zeigte die Tiere seinen Gästen und konnte gar oft seinem Freunde Rauch über ihre Standorte und Wechsel genauere Angaben verschaffen.

Jetzt schon war die Zeit gekommen, wo Wildhüter *Rauch* seine weitergehenden Versuche mit der systematischen *Anlage von Salzlecken* durchführte. Er hatte bereits die Erfahrung gemacht, welche ausserordentliche Anziehungskraft eine künstliche Salzlecke ganz besonders auf Steinwild auszuüben vermag, da es kaum ein anderes Wiederkäuerwild gibt, das dem Salz in so ausgiebiger Weise zuspricht, ja man darf die nicht zu widerlegende Behauptung aussprechen, dass *der Steinbock der grösste Salzfresser* der Welt sei. Diese Salzlecken sollten nun gerade hier im Albris das Zaubermittel sein, mittelst dessen der Wildhüter seine Schutzbefohlenen gleichsam an den Albris-Berg zu bannen vermochte. Mit den Salzlecken konnte er ihnen in den einzelnen Jahreszeiten die zusagenden und gesicherten Aufenthaltsorte anweisen, sie vor Gefahren (Lawinen) oder zu grosser Hitze schützen, und ihnen auch die Plätze der besten Nahrung bestimmen. Freilich bedurfte es dabei einer ausserordentlich sorgfältigen, viel Zeit und Mühe erfordерnden Beobachtung sämtlicher Lebensgewohnheiten der wenn auch noch so kleinen, nur vierköpfigen Kolonie, ihrem Verhalten und ihren Artanforderungen und -bedingungen; sie war so recht das Sorgenkind des Wildhüters geworden, dem er aber auch seine ganze, rührende Kreaturenliebe zuteil werden liess. Dieses um so mehr, je weniger Gutes ihr von anderer, auch einheimischer Seite prophezeit wurde. Es war eine aufregende, mehr betrübende Zeit für den für seine kleine Herde sich besonders verantwortlich fühlenden Hüter. Aber neben seiner scharfen, klugen Beobachtungsgabe kam ihm die intuitiv richtige Einstellung zum Beobachteten und der daraus folgenden praktischen Nutzanwendung zugute. Jede Bewegung und Standortveränderung, das Hin- und Her-, das Auf- und Abziehen der Tiere bedeuteten ihm *Lebensnotwendigkeiten*, denen sie instinktiv zu gehorchen hatten. Darauf zu achten, hierfür die jeweiligen Begründungen festzustellen, schien ihm ebenfalls Erfordernis einer richtigen Wildhut überhaupt.

So war es ein gescheiter Gedanke, dass Rauch noch eine weitere Salzlecke dort anlegte, wo er die Tiere öfters beachtet hatte, nämlich

an der Südostecke des Westhanges des sich lange nordsüdlich hinziehenden Piz Albris. Damit erhielten sie die Gelegenheit, allmählich ins Mittel- und Hauptgebiet des Berges hinauszuziehen und damit weiter weg von der so gefährlichen, zum Ausreissen ins Heutal geeigneten Südflanke des Berges. Ganz in der Nähe einer zugerichteten Wasserrinne fand sich die günstige Stelle für die zweite Lecke, die am Anfange rasch auch von den Gemsen benutzt wurde, bis sie von dem nun diesen Platz behauptenden Steinwild vertrieben wurden, namentlich von den Steingeissen, die sich stets aggressiver verhalten als die Böcke.— Hier an dieser Leckstelle war Rauch mehrmals Zeuge köstlicher Begegnungen der beiden Bergtierarten, die sich sowohl am Salz als am Wasser erlauben wollten. War zuerst Steinwild da, so getrauten sich die Gemsen nicht an die Lecke zu treten, sie warteten geduldig ab, bis ersteres seine Gelüste befriedigt hatte. Versuchten aber doch einzelne Gemsen sich zu nähern, so fuhr eine der Steingeissen wie ein Sturmwind jenen entgegen, die dann blitzschnell auseinanderstoben. Es besteht, wie schon früher betont wurde, zwischen Steinbock und Gemse keine Freundschaft, aber auch keine zu Tätigkeiten führende Feindschaft. Immer aber räumt die Gemse dem Stärkeren den Platz.

Beim Herannahen des ersten Winters errichtete der Wildhüter eine an besonderer Stelle gegen Lawinen und andere Gefahren wohlgeschützte *Winter-Salzlecke*, die von den Tieren rasch gefunden und schon vor dem ersten Schneefall fleissig besucht wurde. Jetzt beobachtete Rauch, wie schon nach dem ersten Schneetag die Tiere von kleineren niedergehenden Schneerutschen aufgeschreckt und damit für die Vermeidung dieser Gefahr gleichsam von der Natur erzogen wurden. Die Beobachtungen des Wildhüters erwiesen es denn zur Genüge, welch feines Gehör der Steinbock gerade auf das Loslösen und Brechen von Schneemassen besitzt, das viel rascher sich darauf einstellt als jenes des Menschen. — So gewöhnte sich das Steinwild, das ja im Wildpark noch nie solches erlebt hatte, gar bald an das Walten dieser und anderer Naturkräfte.

Es liessen sich hier eine Reihe der feinsten Tierbeobachtungen von Wildhüter Rauch aufführen; er wird sie uns aber selber in seiner zu veröffentlichten Schrift mit der ihm eigenen Begeisterung für sein Steinwild erzählen, auf welchen Genuss wir hier schon alle Berg- und Tierfreunde aufmerksam machen wollen.

Von allen bisher genannten Steinwildkolonien geniesst diejenige des Piz Albris den bedeutenden Vorteil einer verhältnismässig *giin-*

stigen Uebersicht über das gesamte Siedlungsgebiet. Da die Tiere mit zunehmendem Wachstum der Kolonie allmählich den ganzen Höhenzug des Albris von der Seite des Val del Fain (Heutal) über den Grat bis nahe zum Paun da Züchér (Zuckerhut), auf der Seite des Berninatales, wie auch auf jener gegen den Languardgletscher besiedelten, so hält es nicht schwer, wenn man ihre jeweiligen Standorte kennt, Steinwild zu beobachten. Im Sommer und bei gutem Wetter steht das Wild meist hoch, d. h. über der untern Hälfte des Berges. Fast immer lässt es sich dann z. B. von der gegenüberliegenden Seite am Munt Pers und zwar schon von seinem Fusse aus mit gutem Fernrohr sichten. Hat man einmal einige Tiere entdeckt, so findet man leicht in der Nähe weitere kleine Trupps. Dies ganz besonders auch mit dem grossen Standfernrohr vom Hotel Morteratsch aus, wo man sie meist hart vor Augen hat, ihre Stellungen, Bewegungen bis ins einzelne verfolgen kann. Da die Tiere im Sommer gerne die kühtere Seite gegen den Languardgletscher hin aufsuchen, so trifft man oft ihrer viele, wenn man vom Eingange des Heutales gegen den Gletscher aufsteigt. Die Begehung des Berges sollte, strenge genommen, nie anders als unter der Begleitung und Aufsicht von Wildhüter Rauch stattfinden, weil das Steinwild leicht aus dem Gebiet getrieben werden könnte. Unter der einheimischen Bevölkerung herrscht einmütig die richtige Ansicht, dass der Albris eine *noli me tangere* bedeute, weil er ein so kostbares Wild berge. In der Tat wäre es doppelte Sünde, dieses herrliche Steinwild-Eldorado in seiner paradiesischen Ruhe zu stören, das heute die Hoffnungen aller Steinbockfreunde in einer Weise erfüllt hat, wie sie sich nie hätte denken und voraussagen lassen können.

Nachdem nun die vier ersten Steinwildtiere, also ihrer zwei Pärchen, berg- und platzfest geworden waren, war es Zeit, dass sowohl die kantonale bündnerische Regierung als besonders auch das eidgenössische Oberforstinspektorat in Bern die Erstkolonie unter Schutz und Obhut nahm und dafür Sorge trug, für weitere Nachschübe von Parksteinwild bedacht zu sein. Es ist das grosse Verdienst der Herren Oberforstinspektor *Petitmermet* und *Dr. Zimmerli* in Bern, sich dieser Aufgabe in vorbildlicher Weise gewidmet zu haben. — Leider waren die beiden Wildparke Interlaken und St. Gallen in den Jahren 1923 und 1924 nicht imstande, Lieferungen zu besorgen, dagegen wurden solche ermöglicht in den Jahren 1925, 1927 und 1928, also doch in verhältnismässig kurzen Zeitabschnitten. Im ganzen wurden in den sechs Jahren 1922—1928 **11** Stück, nämlich 6 Böcke und 5 Geissen

aus beiden Wildparken, alle einjährig, eingesetzt (siehe Uebersicht am Schlusse dieses Abschnittes!). Dazu kommen also die beiden 1921 eingewanderten, damals zweijährigen Geissen. Wildhüter Rauch nimmt an, dass auch später (1927) nochmals eine Geiss vom Nationalpark her zum Albris gewechselt habe.

Für den Wildhüter war es eine grosse Freude, als er 1924, also auf den richtigen Zeitpunkt, die Geburt eines Kitz und im folgenden Jahre ebenfalls ein solches, 1926 deren 2 und 1927 schon 5, 1928 deren 7, 1929 = 8, 1930 bereits die stattliche Zahl von 14, 1931 = 18, 1932 = 21, 1933 sogar 28 und 1934 = 23 als wirklich gesichtet melden konnte: ein überraschend grosser natürlicher Zuwachs in **11** Jahren von **128** Kitzen! Ihre Zahl dürfte aber unter Umständen noch eine grössere gewesen sein, so dass man heute berechtigt ist, den **Gesamtbestand** der Albris-Kolonie auf **140 bis 150** Stück Steinwild festzusetzen. Das ist nun ein Ergebnis, wie es sich auch die blühendste Einbildungskraft nicht hätte träumen lassen können, was aber nur dem Umstände zuzuschreiben ist, dass hier im Albris *eine ganze Reihe glücklicher Umstände zusammengewirkt haben*, vor allem die Erfüllung der Grosszahl der Lebensbedingungen für eine Steinwildkolonie, wie dies bis anhin in keiner andern Kolonie der Fall war. Betrachtet man die unserer Abhandlung beigegebenen Bilder der zur Setzzeit der Geissen zusammengerotteten Böcke, so muss einem das Herz im Leibe lachen ob solcher „*Steinbock-Herrlichkeit*“! In der Tat kennen wir kein einziges derartiges Bild aus dem autochthonen Steinwildgebiet des Gran Paradiso!

Durchgeht man die von mir in meiner früheren Schrift (1917/18) aufgestellten *Anleitungen und Winke für die Wiedereinbürgerung des Steinwildes in den Alpen* (S. 122—131), so gewahrt man mit Freude und Genugtuung, dass hier im Albrisgebiet alle die wichtigsten Anforderungen für ein wirkliches Gedeihen und Aufkommen einer Steinwildkolonie erfüllt sind. Glücklicherweise bedurfte es hier zur Auswahl des Gebietes keines menschlichen „Gutachtens“ über seine besondere Eignung als Steinwildasyl, das besorgten die intelligenten zwei Steingeissen aus dem Nationalpark selbst, mit dem Wahlspruche: „Hier ist gut sein, hier lasst uns Hütten bauen.“ Ganz besonders aber freue ich mich darüber, dass Wildhüter Rauch in den von mir vor der Begründung der Albris-Kolonie aufgesetzten Richtlinien seine volle Kraft, Energie und Zielbewusstheit für die ihm anvertraute teure „Habe“ eingesetzt hat und deshalb heute auf so überaus

günstige Ergebnisse und Erfolge blicken darf. Er ist aber in allen seinen fürsorglichen Massnahmen von eigenem Fürguthalten, nach eigenen Ueberlegungen ausgegangen, wie denn auch die richtige Handhabung seines Zaubermittels für das Beisammenhalten des Steinwildes — der *Salzlecken* — seine ureigene Entdeckung und Erfindung bleibt!

Grundbedingungen sind ihm gewesen: Ausgiebigste Beobachtung der Tiere, volle Auswertung des Gesehenen und Erfahrenen, Fernhalten jeglicher Störungen des so empfindlichen Wildes durch Touristen, Jäger, Wilderer, Ausschluss irgendwelcher Art Nutzvieh des Menschen, Standortanweisung des Steinwildes zu allen Jahreszeiten mit zweckentsprechender Anlage der Salzlecken und Versetzung je nach den Bedürfnissen des Tieres. Solche sich selbst gestellte Pflichterfüllung des Menschen gegenüber der Kreatur muss von Segen begleitet sein! Beharrlichkeit, Ausdauer und Treue zu einer für gut befundenen Sache tragen die Früchte der „Folgerichtigkeit des Geschehens“ in sich selbst. Ich möchte auch hier meinem Bergfreunde *Andreas Rauch* Dank sagen für seine Treue am verdienstvollen Werke der Wiederbesiedelung seiner firngekrönten Heimat mit dem stolzesten aller Hochgebirgstiere!

* * *

Die zehnjährigen einlässlichen Beobachtungen von Wildhüter *A. Rauch* bieten eine Reihe der wertvollsten Wegweisungen zur Hege und Pflege des Steinwildes in den mit ihm besiedelten Alpengegenden. Sie sind eine ausgezeichnete Ergänzung und zum Teil auch Richtigstellung all dessen, was bis heute namentlich aus älteren Schriften über das Steinwild im Gran Paradiso-Aostagebiet bekannt war. Um so mehr dürfen wir uns der kommenden schriftstellerischen Gabe des Steinbockhüters im Albris freuen, dessen Winke für Wiederbesiedelung irgend eines Teilgebietes der Alpen von grundlegender Bedeutung sind.

Aus seiner Schrift vernehmen wir unter vielem anderem, wie das Steinwild am Albris heute einen ausserordentlich strammen Haushalt innehält. Nach vollendetem Brunftzeit und während der Setzzeit der Geissen und noch viel länger hinaus sondern sich die Böcke von diesen und den Jungen ab, treiben sich miteinander in einzelnen Trupps herum. Nirgends sind Belästigungen der beiden Geschlechter zu sehen, das männliche zeigt sogar eine auffallende Ritterlichkeit gegen das weibliche, die während der Brunftzeit als geradezu muster-

haft zu bezeichnen ist, da auch dann niemals eine ungestüme Drangsalierung der Geissen stattfindet, wie das bei Gemsen oder Rehen der Fall ist. Der Steinbock ist der vorbildlich abwartende Teil, bis die Natur das Weibchen zu seiner Bestimmung, Erhalterin der Art und Mutter zu werden, ruft. Freilich bietet das Männchen zu dieser Zeit einen mehr als komischen Anblick dar, da seine Körperhaltung, namentlich jene von Kopf und Hals, eine völlig andere ist, als in der Nichtbrunftzeit. Man kennt den Steinbock gar nicht mehr als solchen.

In der schönen Jahreszeit herrscht viel munteres, beinahe ausgelassenes Spiel unter den abgesonderten Böcken, namentlich den jüngern, die sich noch besonders zusammenscharen. Das oft wuchtige Zusammenschlagen der Hörner bedeutet keineswegs Feindschaft oder Zornausbruch: das alles ist harmloses Spiel, Uebung der Kräfte und Vorbereitung für Verteidigung im Ernstfalle (Kampf gegen Steinadler). Die reizendsten Tierszenen ereignen sich aber in den Spielen der jungen Kitz, an denen ihre Mütter regen Anteil nehmen und dabei selbst wieder jugendlich werden. Die rührende Sorge dieser um ihre Pflegebefohlenen äussert sich namentlich, wenn irgend eine Gefahr (Lawinen, Steinschläge) droht. Die Mutter hat das Rauschen des starren Adlergefieders längst schon gehört, ehe das menschliche Ohr auch nur einen Ton vernommen; es wird bei Zeiten Verteidigungsstellung bezogen. Bis heute ist aber kein einziger Fall bekannt von einer erfolgreichen Attacke eines Steinadlers auf Steinwild; deshalb ist auch Wildhüter *Rauch* ganz auf den Totalschutz des „Königs der Lüfte“ im Albris-Berninagebiet eingestellt. Ueberhaupt sind die Steinbockgeissen, die Mütter werden, auf alle Gefahren viel aufmerksamer.

Zur Zeit der Geburten halten sich die Steingeissen am liebsten in den sie und die Jungen am besten schützenden Legföhren auf, an denen das Albrisgebiet namentlich in der mittleren Region sehr reich ist. Von hier aus werden die ersten Ausflüge mit den Jungen veranstaltet, doch stets unter besonnener Deckung. Abends und nachts halten sich die männlichen Tiere ebenfalls gegen die Legföhrendickichte auf, steigen aber schon in der Morgenfrühe langsam bergan, stets äsend auf den vielen ausgedehnten Rasenplätzen bis zuoberst auf den Albrisgrat, wechseln dann gegen Abend wieder niederwärts. Grosse Hitze ist, wie das schon im Wildpark festgestellt werden kann, dem Steinwild sehr unangenehm; es sucht gegen sie Schutz unter Balmen, im

Schatten von Felswänden, wo es namentlich während der Ruhezeit und während des Wiederkäus sich stundenlang lagert und dann unsichtbar bleibt. Fühlt sich das Steinwild beobachtet, so steht es die längste Zeit vor einem dunkelfarbigen Felsen wie angegossen, unbeweglich, so dass man es um dieser Schutzfarbe willen kaum oder nicht gewahrt. Die Abneigung gegen Hitze veranlasst die Tiere zum Wechsel auf die mehr schattenhalbige Seite des Albris gegen den Languard-Gletscher hin. Schnee und Eis sind aber nicht, wie bei der Gemse, ihre Daueraufenthalte; Schneefelder werden wohl ab und zu *im Wechsel gekreuzt*, bilden aber keine Ruheplätze für das Steinwild. Wo aber der Fels vorherrscht, da ist kein Gesimse zu hoch und zu schmal, dass es sich auf dieses gleichsam hinauffedert, um sich da-selbst an fetten Alpenkräutern zu ergötzen. Die spannfederige Be-hendigkeit, die so oft den Beschauer im Wildpark in Staunen setzt, wird in der Freiheit zur Akrobatik, die einem manchmal für das Tier bangen lässt. Aber alles geht ohne Bein- oder Genickbruch ab; jeder Sprung zur Höhe geschieht mit genauerster Berechnung der Elastizitäts-kräfte und der Distanzen. Geht es steil hinunter über Felswände, dann versteht sich das Steinwild (Böcke und Geissen und selbst Junge) aus-gezeichnet auf Rutschpartien, wobei die Vorderbeine, lang ausgestreckt, den nächsten Halt benützen, den Körper festzuriegeln, während die Hinterbeine, unter den Leib nach vorn geschoben, als tadellose Brems-vorrichtung dienen. Das Gehörn des Steinbocks ist dann wohl stark nach vorn und unten geneigt, dient aber niemals dazu, wie uns die Alten mit so rührender Eindringlichkeit schildern, den starken Sturz aufzuhalten, oder auch wie noch *Conrad Gesner* schreibt: „wann der Steinbock merke, dass er sterben müsse, so steige er auf den aller-höchsten Schroffen des Gebirges und stütze sich mit dem Gehörn an einem Felsen, gehe hernach in einem Kräyse herumb, und höre nicht auf, biß das Horn abgeschliffen, da er dann herabfalle und also sterbe“ (*Gesnerus*: Allgemeines Tierbuch 1669, Frankfurt a. M., S. 148/149).

Die schwierigste Jahreszeit für alles Wild ist der Winter, so auch für den Steinbock. Der sorgende Hüter hat ihnen hier eine eigene, bestgeschützte Salzlecke angelegt, die gerade um diese Zeit fleissig besucht wird. Gewiss mit Recht behauptet Rauch, dass die Salznahrung für die Bildung einer guten Haardecke der Tiere und namentlich im Haarwechsel, wo sie am empfindlichsten sind, ausge-zeichnete Dienste leiste, dass sie aber während der guten Futterzeit nicht mehr so nötig sei. Die Nahrung des Steinwildes im Winter ist

zu bestimmten Zeiten, wo alles mit Schnee bedeckt ist, gewiss eine karge. Rauch hat beobachtet, dass die *Fels-* oder *Steinflechten* von diesen Tieren ganz besonders bevorzugt werden (Vitamingehalt!?), selbst vor guten Gräsern an apern Orten (unter Felsdächern). Während der Wildhüter anfänglich aus lauter Tierliebe dem Steinwild Heu zur Winterfütterung verabreichte, kam er später gänzlich davon ab, indem er diese geradezu als gefährlich für die Tiere bezeichnete. Denn die Natur sorgt in weise anpassender Art dafür, dass der *Magen* des Steinwilden im Winter bedeutend kleiner wird als dies im Sommer der Fall ist, entsprechend der geringeren Nahrungsmenge. Die künstliche Winterfütterung aber hindert diese Kompensationsmassregel der Natur, treibt das Tier zu grösserem Nahrungsbedürfnis und verstärkt gleichsam seinen Hunger. Das kann aber zu Zeiten, wo das vom Menschen dargereichte Heu aufgebraucht und ein weiteres Zutragen von solchem wegen schlimmer Witterung unmöglich ist, den Tieren verhängnisvoll werden.

Seit der zusehend raschen Vermehrung des Steinwilden im Albrisgebiet ist die Frage aufgetaucht, ob die Kolonie nicht in absehbarer Zeit infolge *Inzucht* (Inzest) einer Degeneration entgegengehen könnte. Ich möchte hier mit aller Entschiedenheit diesen Befürchtungen entgegentreten. Denn sowohl bei den dort eingesetzten als bei den daselbst in der Freiheit geborenen Tieren handelt es sich um Abkömmlinge der allerverschiedensten Stämme aus beiden Wildparken. Ferner stehen ja sämtliche Tiere noch viel zu nahe an den noch „wilden“ Freilandgenerationen ihres Ursprungslandes, des Gran Paradisogebietes. Dort ist aber innerhalb der letzten 80 Jahre nie etwas Sichereres nachgewiesen worden von einer Degeneration der Steinbockspezies.

Es beruhen auch die neuestens wieder aufgetauchten Behauptungen, es hätten im Gran Paradiso Kreuzungen (Bastardierungen) des Alpensteinbockes mit dem sibirischen Steinbock (*Capra sibirica*) stattgefunden, auf durchaus falschen Voraussetzungen. Wohl gibt es dort Steinböcke (♂) mit ausserordentlich stark von vorn nach hinten gekrümmten Hörnern, wie wir einen solchen auch im Wildpark St. Gallen vom Paradiso her gehabt haben; es gibt auch solche mit ungemein weit seitwärts ausladendem Gehörn (horizontaler Spitzenabstand bis 103 Zentimeter, die als besondere *Art* bezeichnet worden sind („Champorcher-Rasse“)). Ein Blick auf unsere Steinbockbilder vom Albris zeigt eine Reihe dieser weitgehörnten Böcke. Von einer besondern Art zu sprechen, ist durchaus unberechtigt. Meine jahrelangen osteo-

logischen Untersuchungen haben mit Gewissheit die Tatsache ergeben, dass der *Schädel* der ganz verschiedenartig gehörnten Böcke (enge bis weitausladende) eine Konstanz und Gleichheit in allen Einzelteilen aufweist, die die Aufstellung verschiedener Arten Alpensteinböcke niemals erlaubt. Das Gehörn des Steinbocks, als sekundäres Geschlechtsmerkmal, unterliegt hinsichtlich seiner Formen einer ausserordentlich starken Variationsfähigkeit, wie ich bereits in meiner Abhandlung von 1926 („Zwei seltene Steinbockgehörne“) nachgewiesen habe.

Schon mehrmals ist darauf verwiesen worden, wie überaus achtsam das Steinwild auf Lawinengefahr ist. So konnte dann im Albrisgebiete während 13 Jahren nicht ein einziger Fund von dieser Naturgewalt zum Opfer gefallenen Steinwildtieren nachgewiesen werden. Ende Mai 1934 dagegen entdeckte der Wildhüter ausser der grossen Wand des Albris das sehr gut erhaltene Gehörn (mit Schädel, Unterkiefer fehlend) eines 11jährigen Bockes. Die Knoten der Gehörnschalen sind sehr regelmässig ausgebildet, dergleichen die Jahrringe (12). Die Länge des rechten Gehörns (über den Bogen gemessen) beträgt 85 cm, der Basisumfang $24\frac{1}{2}$ cm, die Basisbreite 6,52 cm, der Abstand von vorn nach hinten 7,9 cm. Der Spaltenabstand der beiden Hörner misst 66 cm. Es ist ein sehr schönes Stück, das dem Engadiner-Museum in St. Moritz zugewiesen wurde. Wildhüter Rauch vermutet, dass es von einem vom Nationalpark zugewanderten Bock stamme.

* * *

Wir schliessen unsere Betrachtung über die Albris-Steinwildkolonie nicht, ohne noch der Geschichte des „treuen Hans“ zu gedenken, wie Rauch den einen der beiden 1921 vom Wildpark St. Gallen ins Albrisgebiet zu den beiden aus dem Nationalpark zugewanderten Geissen gesandten Böcke benannte. Dieses Tier war eines jener, die wir 1921 vom Aostatal her erhalten hatten und das im Parkgehege vom Wärter am „Milchmammeli“ aufgezogen wurde. Vergeblich hatte ich davor gewarnt, ein derartiges „Schosstierchen“ in die Berge zu versetzen.

Gleich zu Anfang merkte der Wildhüter seine „Zahmheit“ und die Neigung, mit dem Menschen „anzubandeln“. „Hans“ näherte sich Touristen, nahm ihnen dargebotene Leckerbissen aus der Hand, ja als man ihn wegjagen wollte, warf er einen kurzer Hand zur Seite und begleitete die Bergfahrer bis hinunter nach den Berninahäusern, worauf der Wildhüter das Vergnügen hatte, ihn wieder auf den Berg hinaufzubefördern. — Als man für die erstmals versuchte Winterfütterung

Heu hinauftrug, kam er rasch herzu und zupfte sich solches, ohne irgendwelche Scheu vor Menschen, aus dem Tragkorb heraus. Das Schlimmste aber war, dass ihn die beiden Geissen gar nicht mehr als ihren Gebieter annehmen wollten, ja wenn er sich ihnen näherte, bekämpften sie ihn ohne weiteres, während sie den andern Bock gerne duldeten. Da der Wildhüter den Burschen mehrmals wieder zu Berge bringen musste, schloss sich letzterer vollends an ihn an, erkannte ihn sofort, wenn er z. B. aus der Bahn ausstieg bei den Berninahäusern und rannte ihm sogar entgegen. Oft musste der Wildhüter zu allen Kniffen Zuflucht nehmen, damit er sich seiner wieder entledigen konnte. Es half nichts, das Freundschaftsbündnis war besiegt. Nachdem „Hans“ einmal Touristen bis nach Pontresina hinunter gefolgt war, kannte er das Haus des Wildhüters, wo er nun mehr als einmal Einkehr hielt, aber jedesmal wieder auf den Albris hinaufspediert wurde. Seine Eigenwilligkeit artete aber gegenüber Fremden in bedrohliche Tätigkeit aus. *Die Steingeissen im Gebirge schlossen ihn endgültig aus ihrem Verbande.* Von „Verwilderung“ war keine Spur, so dass man sich mit dem Gedanken vertraut machte, ihn wieder ins Wildparkgehege in St. Gallen zurückzubefördern. Da nahte sich ihm im dritten Jahre (1924) das Geschick. „Hans“, der stets als Ausgestossener im ganzen Albris herumirrte, näherte sich eines Tages dem Schafberg bei Pontresina und zwei dort hinaufgestiegenen deutschen Damen (Kurgästen) die er „anbettelte“. Als ihre Vorräte zu Ende waren, und sie ihm nichts mehr verabreichen konnten, wurde er zornig, stiess die eine der Damen zu Boden und bearbeitete sie mit seinen Hörnern. Auf die Hilferufe der Beiden rannten zwei Engadiner-Heuer herzu, wobei es einer von ihnen mit dem Bock aufnahm, ihn an den Hörnern packte und zu Bodenwarf. Zu seinem Schrecken stand „Hans“ nicht mehr auf, der kräftigere Mann hatte ihm das Genick abgedreht.

Der jähe Verlust des „treuen Hans“ ging aber niemandem näher als dem Wildhüter. Denn in ihm hatte er seinen Lehrmeister für die Kenntnis dessen, was man Steinbockleben heisst, verloren. Wie oft sassen die zwei nebeneinander auf der Höhe des Albris wie zwei unzertrennliche Freunde, beide hinüberschauend zu den strahlenden Firnen des Berninagebirges. Dieses Beispiel, das eines der unserer Schrift beigegebenen Bilder darstellt, bleibt ein für allemal die warnende Stimme gegen jegliche Aussetzung von Steinwild, das im Parkgehege am „Mammeli“ aufgezogen und dadurch an den Menschen gekettet wurde. Solches Wild, das zu Tale steigt, dort auch mit Haustieren

in Berührung kommt, kann nur allzuleicht Verschlepper von Seuchen werden, die schliesslich auch auf das Steinwild übergehen.

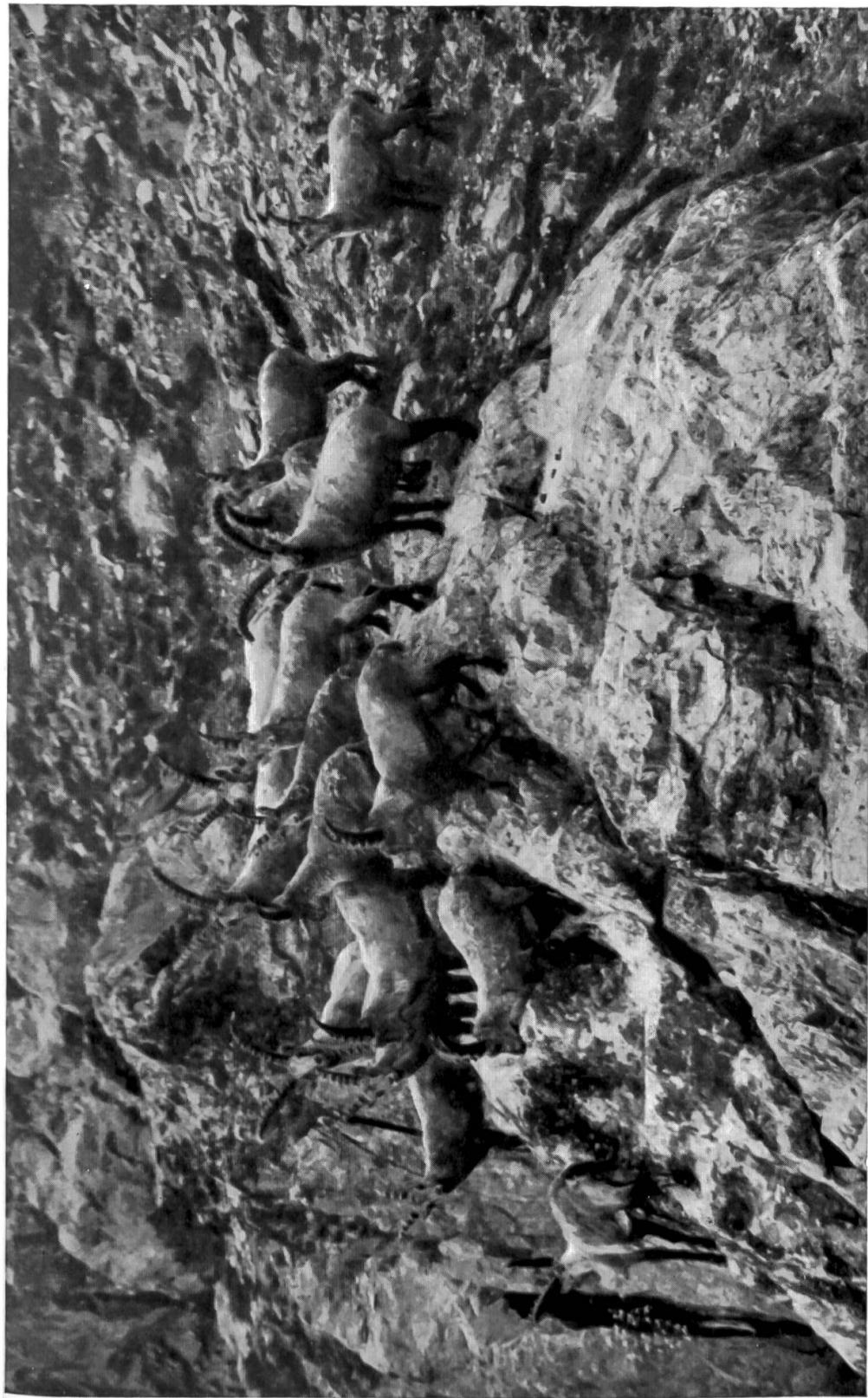
* * *

Mit Ausnahme dieses obengenannten Steinbocks hat die Albris-Kolonie ein wirklich staunenswertes Zusammenhalten im gleichen Gebirgszuge bewahrt, der ja nur eine Längenausdehnung von 6 km und eine ungefähre Breite von 2 km besitzt. Von irgendwelchen Auswanderungs- oder Zerstreuungsgelüsten ist noch gar nichts beobachtet worden. Diese so willkommene Erscheinung muss neben der offensichtlich vorzüglichen Eignung des Gebietes als Steinwildasyl in jeder Hinsicht vor allem der so zweckdienlichen Anlage von Salzlecken zugeschrieben werden. Eine andere Frage und zugleich Besorgnis ist ebenfalls in jüngster Zeit in den Vordergrund getreten, angesichts der so auffallend raschen Vermehrung der Kolonie: Wird das verhältnismässig kleine Gebiet des Albris sich nicht bald als *zu klein* erweisen für den Lebensunterhalt einer in Bälde zweihundertköpfigen Steinwildherde und alsdann von selbst eine Auswanderung eines Teils der Tiere eintreten oder sogar ein Abschuss einer Anzahl derselben zur Notwendigkeit werden?

Was den jetzigen Lebensraum, d. h. die geographische Flächenausdehnung anbelangt, so darf mit aller Bestimmtheit gesagt werden, dass nach Massgabe der Verhältnisse, wie sie seit 80 Jahren im Gran-Paradisogebiete vorhanden sind, noch einige hundert Steinböcke mehr im Albris ihre Existenzmöglichkeit finden könnten. Sodann liegt der Gedanke nahe, einem allfälligen Ueberschuss von Steinwild mittelst der zauberkräftigen Salzlecken den Auswanderungsweg in die östlich vom Albrisgebiete liegenden Gebirgsketten des Oberengadins (Piz Prünas, Piz Prünella (im Val Chamuera), Piz Vadret usw.) bis zum heutigen Nationalpark zu zeigen. Vielleicht liesse sich alsdann eine Vereinigung mit den dortigen beiden Kolonien bewerkstelligen, so dass damit ein zusammenhängendes Steinwildgebiet rechtsseitig des Inn von Samaden bis Zernez und entlang der italienischen Grenzen geschaffen wäre. Wird endlich die längst vorgeschlagene grössere Jagdschutzzzone italienischerseits verwirklicht, dann ist das dauernde Bestehen des grössten Steinbockasyls in der Schweiz gesichert. Auf alle Fälle sollten die kantonale bündnerische Jagdbehörde wie auch das eidgen. Oberforstamt wenigstens in den nächsten Jahrzehnten *grundsätzlich noch keine Abschussbewilligung für Steinwild erteilen!* Die Steinbock-Wiedereinbürgerung in der Schweiz hat niemals die Ab-

Phot. B. Schocher, Pontresina.

Abb. 25. Steinbock-Rudel am Albris. Frühjahr 1934.



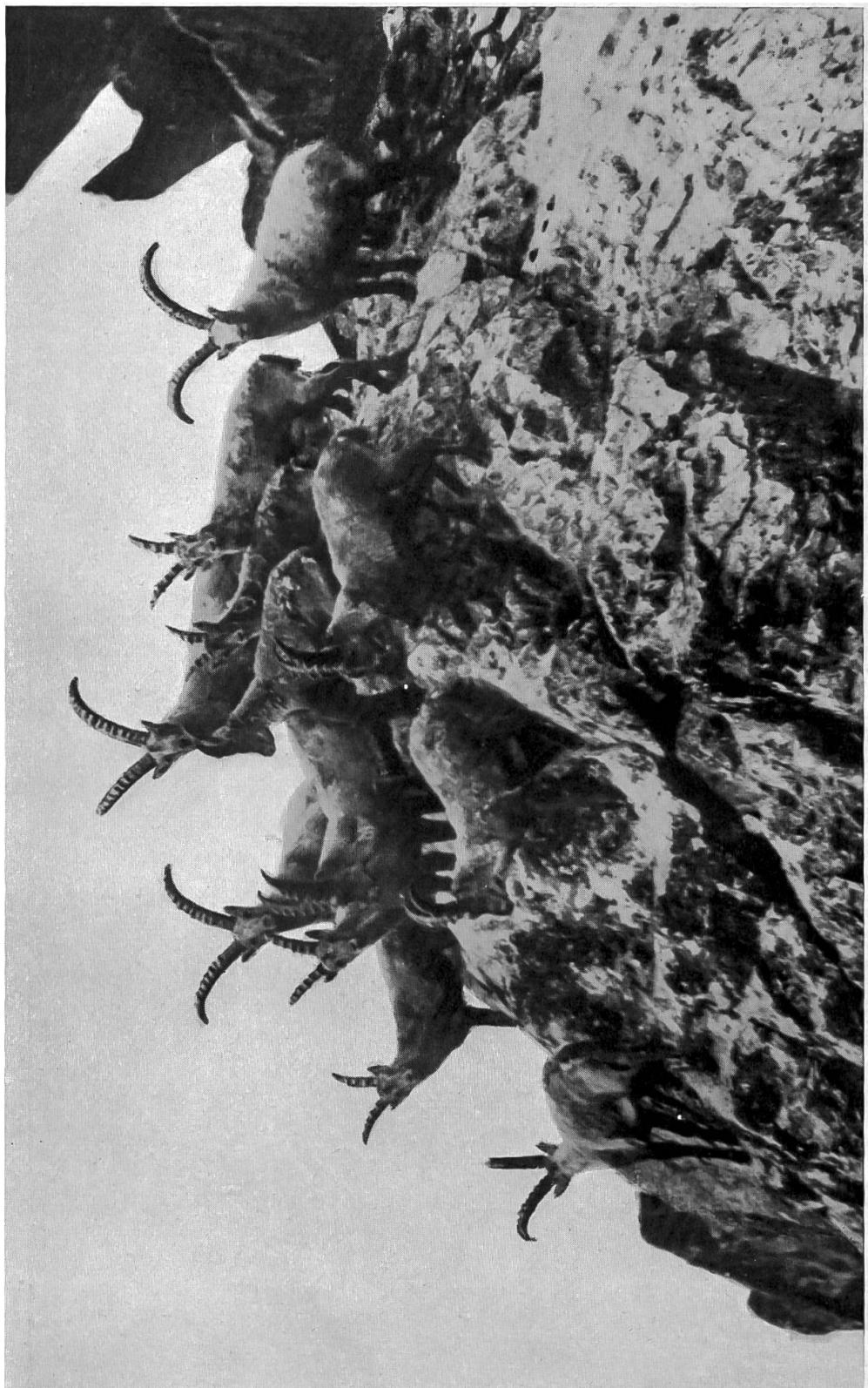


Abb. 26. Steinbock-Rudel am Piz Albris, Frühjahr 1934.

Phot. B. Schocher, Pontresina.



Photo Engadin Press Co., Samaden und St. Moritz.

Abb. 27. „Der treue Hans“ mit Wildhüter Rauch.



Phot. Hausammann, St. Gallen.

Abb. 28. Wildhüter Rauch (X) und der Verfasser.

Wanniknubel 1588 m Hohgant 2200 m Augstmatthorn 1810 m Tannhorn 2224 m Brienz Rothorn 2353 m

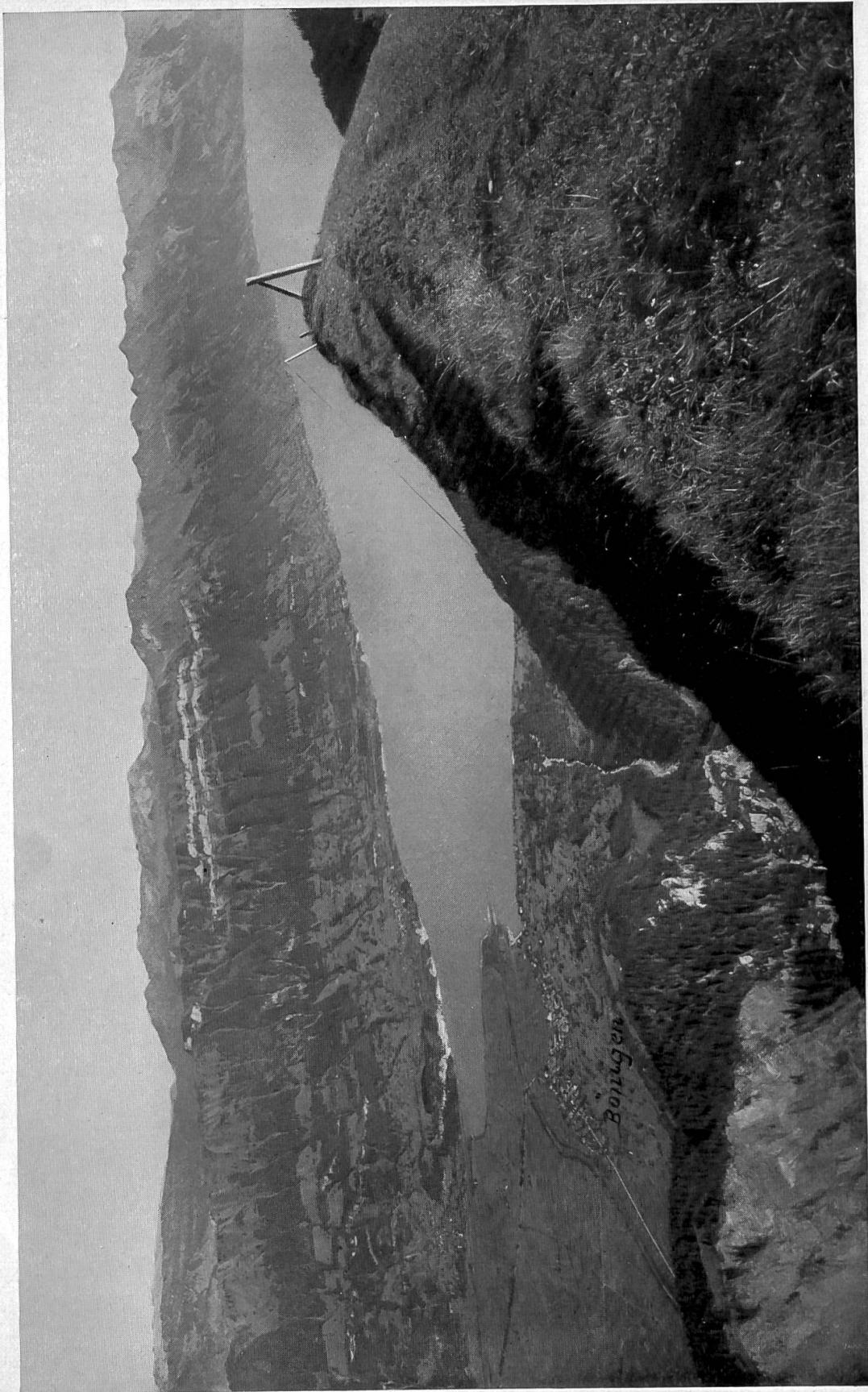


Abb. 29 Brienzsee und Brienzgrat von der Schynigen Platte aus.

Photoglob-Wehrli-Vouga, Zürich.

sicht verfolgt, dieses herrliche Hochlandtier dereinst den Kugeln des Jägers auszuliefern; *es soll die Wohltat des absoluten Naturschutzes für alle Zeiten geniessen!*

Zusammenfassend können wir sagen:

Die *Albris-Steinwildkolonie* ist die bis jetzt am vollkommensten gelungene Verwirklichung des Wiedereinbürgerungsversuches für das stolze Hochlandwild. Dank der durch zwei Steingeissen instinktiv erfolgten Auslese ihres Lebensbezirkes erwies sich dieser als der für Steinwild geeignete hinsichtlich der topographischen Lage, seiner geologischen und hydrologischen Beschaffenheit, der Vegetationsstufen und der klimatischen Verhältnisse. In diesem Lebensraum herrscht unbedingte Ruhe und Sicherheit vor tierischer und menschlicher Kreatur (Wildschutz, Ausschluss sämtlicher Weidetiere des Menschen). Ueber der ganzen Kolonie wacht und sorgt der schützende Geist eines intelligenten, seine ihm anvertraute Herde mit der ganzen Liebe und Begeisterung für die Natur und ihre Geschöpfe umfassenden Hüters. Die ganze Oberengadiner Bevölkerung ist stolz auf den Steinwildhort in ihren Landesmarken und ehrt damit die Worte des poetischen Beschreibers von Rhätien, *Franziskus Niger* (1547)*:

„Deiner jedoch, o Steinbock, Freund des Pan,
Verschont man hier, weil du des Volkes Waffen
Und seine stattlichen Abzeichen schmückst;
So führst du hier ein langes Leben, prahlst
Mit den gewalt'gen, runzeligen Hörnern,
Die faltenreich sich bis zum Schulterblatt
Nach rückwärts krümmen, und mit schwarzen Zotteln
Irrst im Gebirge prangend du umher.“

Steinwildaussetzungen am Piz Albris.

(♂ = Bock, ♀ = Geiss.)

1921	2 Stück (♀♀) vom Nationalpark eingewandert, beide 2jährig.
1922	2 Stück = 2 ♂ von St. Gallen
1925	3 Stück = 1 ♂ u. 2 ♀ von Interlaken
1927	4 Stück = 2 ♂ u. 2 ♀ von St. Gallen
1928	2 Stück = 1 ♂ u. 1 ♀ von St. Gallen
Ausgesetzt	11 Stück = 6 ♂ u. 5 ♀
Eingewandert	3 Stück = 3 ♀
Zusammen	14 Stück = 6 ♂ u. 8 ♀

*) Rhetia, Basilea 1547. Uebersetzt von Traugott Schiess, 1897 Chur.
Vers 970—978.

Beobachtete, im Gebiet geborene Kitz.

1924 = 1, 1925 = 1, 1926 = 2, 1927 = 5, 1928 = 7, 1929 = 8,
1930 = 14, 1931 = 18, 1932 = 21, 1933 = 28, 1934 = 23.
Zusammen von 1924 bis und mit 1934 = 128 Stück.

5. Die Steinwildkolonien im Berner-Oberland.*)

A. Harderberg-Augstmatthorn-Kolonie.

Im Jahre 1913 wurde der „*Alpenwildparkverein Interlaken-Harder*“ gegründet, welcher „die Errichtung, den Unterhalt und den Betrieb eines Alpenwildparkes auf dem Harder bei Interlaken und damit in Verbindung die Wiedereinbürgerung des echten Alpensteinbockes im Berner-Oberlande bezwecke“. (Präsident: Nationalrat *Dr. F. Michel* in Interlaken.) Ein Jahr darauf erfolgte die Errichtung eines Wildparkgeheges am östlichen Ende des Ortes auf dem kleinen Plateau ob der Einstieghalle der Harderbahn auf ca. 585 m ü. M. mit der Bestimmung, hier nach dem Vorbilde des St. Galler-Wildparkes mit der Aufzucht von Alpensteinwild zu beginnen.

Am 13. März 1915 hielten in diesem Zuchtgehege zwei $\frac{3}{4}$ -jährige Steinwildtiere, ein Böcklein und ein Geisslein, die im St. Gallerpark geboren und dort erworben worden waren, ihren feierlichen Einzug. Nachdem noch im gleichen Jahre wie auch 1916 verschiedene Jungtiere aus dem Aostatale hergebracht wurden, erfolgte hier der erste Nachwuchs 1917 mit einem Geisslein und 1918 mit einem Böcklein, so dass um diese Zeit bereits ein Bestand von 12 Stück vorhanden war (zwei 5jährige [σ u. φ], zwei 4jährige [σ u. φ], sechs 3jährige [2 σ u. 4 φ], ein 2jähriges [φ] und ein 1jähriges [σ]). Von da an begann in diesem Wildpark eine Jahr für Jahr immer erfreulichere Vermehrung des Steinwildes, so dass schon nach drei Jahren (1921) der Gedanke der Wiederbesiedelung des Berneroberländergebirges mit dem Steinbock in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte. Zwar

*) Ich folge hier zum Teil den mir von Herrn *Dr. jur. Born*, Aktuar der Wildparkkommission Interlaken-Harder, gütigst zur Verfügung gestellten Angaben über die von diesem Wildpark unternommenen Steinwildaussetzungen, die einen Beweis bilden für die überaus rege Tätigkeit unserer Schwestergesellschaft, die mit grosser Umsicht und Erfolg die Steinwildaufzucht betreibt und für die Wiedereinbürgerung des Steinwildes höchst Anerkennenswertes geleistet hat, auch in der Mitbegründung der Kolonien im *Nationalpark*, am *Piz Albris* und im *Val de Bagnes*. Nach Jahren bester Zuchterfolge hat auch sie, wie der St. Galler-Wildpark, mit verheerenden Steinwildkrankheiten (Würmer) zu kämpfen gehabt.

dachte man dort noch nicht an eine Versetzung ins eigentliche Hochgebirge der Berner-Alpen, sondern auf die über dem Nordufer des Brienzersees sich erhebende Bergkette des Harderberg-Augstmatthorn-Tannhorn-Brienzergrat-Brienzer-Rothorn. Es lag doch allzunahe, auch die vielen Fremden Interlakens und des Berner-Oberlandes der Freude teilhaft werden zu lassen, lebendes Steinwild sehen zu können, was um so leichter möglich war, als die Harderbahn hart bis zum 1325 m hohen Hardergrat hinauffährt, von wo aus man, stets auf der Höhe bleibend, in kurzer Zeit zu den Steinböcken gelangte.

Der von Direktor *Robert Mader* und dem Verfasser dieser Schrift am 30. April und 1. Mai 1920 vorgenommene Augenschein und das unterm 4. Mai ausgefertigte Gutachten über die Eignung dieses Gebietes als Steinbockasyl hielten sich mehr im verneinenden Sinne, um so mehr als man nur den *Harderberg* als solchen, nicht aber die hiefür besser geeignete, viel weiter ausladende östliche Fortsetzung im Augstmatthorn, Tannhorn, Brienzergrat als Aussetzungsstätte bestimmt hatte. Dem Harderberg allein, der in seinen höchsten Erhebungen nur eine Maximalhöhe von kaum 1800 m erreicht, wo die Waldgrenze aber bei 1600 m stehen bleibt, fehlt das über der Alpweide stehende, beim Steinwild im Sommer so sehr beliebte *offene Felsgebiet* in grösserer Ausdehnung; es mangelt also in der Höhengliederung *der obere Lebensraum* des Steinwilden, der eine ganz wesentliche Rolle spielt. Die weitere Fortsetzung des Harderberges aber war 1920 noch völlig *offenes Jagdgebiet*, die Aussicht, dieses zum Banngebiet erheben zu können, noch gering. Im Gutachten war aber bereits mit Bestimmtheit darauf hingewiesen, dass sich das auf den Harderberg ausgesetzte Steinwild ganz naturnotwendig weiter östlich ins zusagendere, aber nicht geschützte Felsgebiet *verziehen* und dort seine Standorte beziehen werde!

Trotzdem entschloss sich die Wildparkkommission, im Frühsommer 1921 die Aussetzung des Steinwilden im Harderberg vorzunehmen und zwar in dem nur 1588 m hohen, wenig von der Endstation der Harderbergbahn entfernten *Wanniknubel* mit 7 Tieren (3 Böcken und 4 Geissen), wovon 2 Böcke zweijährig, der andere einjährig, ebenso die Geissen. Zwei Böcke und eine Geiss waren vom Wildpark St. Gallen geliefert worden.

Anfänglich hielten sich die Tiere so ziemlich an die Aussetzungsstelle, im Hochsommer und Herbst aber begann bereits der von uns vorausgesagte Wegzug an den Südhang des 6 km weiter ostwärts

gelegenen Augstmatthorns (2089 m), wo dem Steinwild auch die Bewegung in der „Felsflur“ geboten war und damit auch das ihm so beliebte Hoch- und Tieferziehen je nach Tages- und Jahreszeiten. Das Wachstum der Kolonie war langsam aber sichtlich, da ihr im folgenden Jahre (1922) fünf weitere Stück aus dem Wildpark Interlaken, 2 Böcke und 3 Geissen, alle einjährig, zugeführt wurden, ebenso 1924 noch 1 Bock und 2 Geissen, einjährig. Von ganz besonders günstiger Wirkung war hier das vollständige Fehlen jeglichen kleinern Weideviehs, also Ziegen und Schafen, die ersteren als unwillkommene Ursache einer Bastardierung, die letzteren als Vertreibungsmittel für das Steinwild.

In sehr verdienstvoller Weise hat die Alpenwildparkkommission Interlaken die Besetzung dieser Kolonie aus eigener Initiative und mit eigenen Mitteln unternommen, ohne Mithilfe des Bundes, bezw. des eidgen. Oberforstinspektorate. Die Einsätze, von denen der letzte 1924 in richtiger Erkenntnis des Wildstandortes am Südhang des Augstmatthorns stattfand, geschahen in durchaus richtigen Zeitabständen nacheinander, so dass innert vier Jahren mit den bereits im Gebiete geborenen Jungen doch schon eine ansehnliche Individuenzahl vorhanden war. *Das ist auch der Hauptgrund, warum diese Steinwildkolonie neben jener des Piz Albris eine so ausgezeichnete Entwicklung innegehalten hat*, so zwar, dass im Jahre 1931 bereits 65—70 Stück, Ende 1933 78—85 und Ende 1934 **100—110** Stück festgestellt werden konnten. Also auch hier ein wirkliches Gelingen des Wiedereinbürgerungsversuches, der dem Umstand zu verdanken ist, dass die Tiere instinktgemäss den ersten Aussetzungsplatz verlassen und sich dem ihnen zusagenden östlich gelegenen Gelände zugewendet, ja gerne noch weitere Züge gegen den Brienzergrat hin ausgeführt haben.

Wohl waren auch in diesem Aussetzungsgebiete Harder-Augstmatt-horn mehrere Abgänge an der Kolonie zu verzeichnen. So entfernte sich schon im ersten Jahre ein Bock (wahrscheinlich ein Aostaner!) von der Hardergruppe und erbat sich wieder den Eintritt ins Wildpark-gehege. 1924 wurde eine Steingeiss (3jährig) gewildert, 1925 musste ein vierjähriger Bock wiedereingefangen werden.

Wie vorauszusehen war, fand das Wachstum der Harder-Augst-mattorn-Steinwildkolonie in den letzten drei Jahren so rasch statt, dass die Tiere den Bergheuern nachgerade ein Dorn im Auge wurden und der angebliche grosse Wildschaden (??) zur Forderung des *Ab-schusses einer Anzahl Steinwildtiere* führte. Ohne mich der Kurzsichtigkeit bezichtigen zu müssen, darf ich hier aus langjähriger Er-

fahrung mit Berg- und Wildheuern behaupten, dass derartige Klagen meist bei weitem *übertrieben* sind und hinter solchen Anschuldigungen oft ganz andere, aber nicht minder durchsichtige Beweggründe stecken, die es aufs Geld als Entschädigung abgesehen haben. Ich hege den scharf ausgesprochenen Wunsch und das Verlangen, dass eher mit einer Abfindungssumme von Seite des schweizerischen Naturschutzes aus die mit Sicherheit *nachgewiesenen* Wildschäden gutgemacht werden, anstatt dem Verlangen nach Steinwildabschuss Folge zu leisten. Letzteres würde von einem grossen Teil des Schweizervolkes nicht verstanden werden und auf starken Widerspruch stossen. Man bürgert doch nicht mit so bedeutenden Kosten Steinwild ein, um es nachher in seinem so erfreulichen Nachwuchs einfach über den Haufen zu schiessen. Wo liegt da noch die Berechtigung eines vaterländischen Naturschutzes?
„Caveant consules!“

Steinwild-Aussetzungen in der Harder-Augstmatthorn-Gebirgskette.

(♂ = Böcke, ♀ = Geissen.)

1921	3 ♂ und 4 ♀, 2 ♂ = 2jährig, die andern 1jährig.
1922	2 ♂ und 3 ♀, alle 1jährig.
1924	1 ♂ und 2 ♀, alle 1jährig.
	6 ♂ und 9 ♀ = 15 Stück.

B. Steinwildkolonie am Schwarzen Mönch.

(Jungfraugebiet.)

Es ist mir nicht bekannt, wer den Anstoss gegeben hat zur Begründung einer Steinwildkolonie im herrlichen Jungfraugebiet. War es der Wunsch, der schnee- und eisbepanzerten Königin des Berner Oberlandes zu ihren Füssen den König der Bergwildtiere als getreuen, mit gesenktem Gehörn vor ihr stehenden Vasallen zuzugesellen, oder machte sich auch hier wieder der Wunsch geltend, den Bewunderern des strahlenden Gebirgsmassives abermals ein Schaustück ersten Ranges vor Augen zu führen, das z. B. vom Fremdenort Mürren aus mit grossem Fernrohr leicht zu besichtigen sei? Ich habe schon zu Beginn der Aussetzungen das dortige Gebiet als ein den Anforderungen nicht genügend gerecht werdendes bezeichnet, da ich es aus eigener Anschauung gut kenne.

Einmal war auch hier die Aussetzungsstelle zu tief gewählt (wenig mehr als 1500 m) am Westhang des *Schwarzen Mönch* am Fusse

des Silberhorns der Jungfrau. Der vom Tale aus (900 m) sehr rasch und steil ansteigende Berghang geht von der Waldgrenze an fast unvermittelt in jähe Felswände über; die Zahl der ausgedehnteren Weideplätze ist nur sehr gering, so dass dem Steinwild kein grösserer Aktionsradius zur Verfügung steht. Das Wild hat infolge der West-Exposition keinerlei Gelegenheit, Sonn- und Schattenseite des Berges nach Bedürfnis zu wechseln, überhaupt gelangt die eigentliche Sonnbeleuchtung erst mittags so recht zur Geltung. Steinwild ist aber besonders zur Morgenzeit sehr sonnbedürftig. Im Winter, wo die Tiere gezwungen werden, mehr talwärts zu halten, liegen die Verhältnisse hier noch schlimmer, da dann daselbst die Beleuchtung noch spärlicher wird. Hinsichtlich der Lawinengefahr scheinen hier die Umstände nicht allzu günstig zu sein, denn nach Angaben des dortigen Wildhüters sind hier auch eine Geiss und ein Kitz in einer Lawine umgekommen. Ein Ausweichen der Tiere weiter südwärts würde sie in noch ungeeigneteres Gebiet führen, nordwärts kämen sie mit der menschlichen Kultur in zu nahe Berührung. Ich halte auch dafür, dass Steinschläge von den gewaltigen Felswänden her nicht zu selten sind. Noch weniger Bewegungsfreiheit ist dem Wild auf die Ostseite hin geboten, wo rasch die ausgedehnten Firn- und Gletschermassen der Jungfrau kette ein Höherziehen verunmöglichen.

Der erste Einsatz mit nur 5 Tieren fand im Jahre 1924 statt, dann folgten 1926 wiederum 3 Tiere und erst nach 4 Jahren die letzten 4, im ganzen nur 12 Stück in 6 Jahren, also auch hier eine *zu kleine Besetzung*, wenn daran erinnert wird, dass ein Bock gewildert, eine Ziege und ein Kitz der Lawine zum Opfer gefallen sind und ein Kitz vom Adler zerrissen wurde. Der Standort war stets der Süd- und Westhang des Schwarzmönchs. In 8 Jahren belief sich der Gesamtbestand nur auf 13—15 Stück, heute dürften es deren **15—20** sein, im Verhältnis zu den Einsätzen viel zu wenig. Wie es dort mit den Salzlecken und deren Anwendung bestellt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Aussetzungen im Schwarz-Mönch-Gebiet.

(♂ = Böcke, ♀ = Geissen.)

1924	2 ♂ u. 3 ♀, die Böcke 2-, die Geissen 1jährig	Alle Tiere von Interlaken.
1926	1 ♂ u. 2 ♀, alle 1jährig	
1930	2 ♂ u. 2 ♀, alle 1jährig	
	5 ♂ u. 7 ♀, zusammen 12 Stück.	

C. Steinwildkolonie Engelhörner-Wetterhorn.

(Amt Oberhasli.)

Die Auswahl sehr günstiger Steinwildgebiete im Berner-Oberland scheint schon von Anfang an keine grosse gewesen zu sein. Entweder fehlte es an der durchaus nötigen Ruhe und Nichtbelästigung durch die sonst dem Steinwild gutgesinnte menschliche Bevölkerung, oder man musste mit dem Einbruch von Wilderern rechnen, deren Tätigkeit in dieser Landesgegend da und dort noch in starkem Masse zu befürchten ist. Ein im ganzen weniger stark von Touristen begangenes Gebiet ist jene südlich von Meiringen-Innertkirchen sich hinziehende Gebirgskette der *Engelhörner*, ostwärts begrenzt vom Urbachtal, im Westen vom Rosenlauital und oberwärts vom gleichnamigen Gletscher. Nachdem man anfänglich die Ostseite des Bergzuges (Urbachtal) für die Aussetzung in Betracht gezogen hatte, entschied man sich für die der Nachmittagssonne zugewandte Seite am Rosenlauigletscher. Es war vor allem der rührige *Verkehrsverein* von *Meiringen* und Umgebung (Präsident: Herr *Ad. Kaufmann*), der sich um diese Steinwildaussetzungen am lebhaftesten kümmerte und auch Mittel zum Ankauf von Tieren sammelte.

Montag, den 21. Juni 1926, wurden die vom Wildpark Harder erworbenen 5 Steinwildtiere (3 junge Geisslein [2 = 2jährig, 1 = 3jährig] und 2 = 2jährige Böcke) in die Freiheit der Engelhörner ausgesetzt. Morgens 8 Uhr trafen die Tiere, sorgfältig in luftigen Holzverschlägen verpackt, auf Lastautos in Meiringen ein, wurden hier auf einen Pferdewagen verladen und weiter ging's, die Kehre des Scheideggsträsschens hinan. Auf dem Zwirgi sammelte sich die freiwillige Trägerkolonne, bestehend aus den Wildhütern, Bergführern und anderm Volk, und im *Rosenlau* endlich sammelten sich Scharen von Einheimischen und Fremden, um das seltene Schauspiel der Aussetzung von Steinwild mitanzusehen. Vom Kurhaus Schwarzwaldalp aus wurde vom „leitenden Ausschuss“ mit dem Fernglas rasch nochmals die in Aussicht genommene Aussetzungsstelle abgesucht. Herr *Botz* vom Wildparkverein Interlaken erklärte die Stelle, wie überhaupt das ganze Gebiet, als wunderbar geeignet und erteilte seinen Segen.

„Heiss brannte die Mittagssonne vom wolkenlosen Himmel herunter, als sich die Träger mit ihrer kostbaren Last dem Rosenlauigletscher zuwandten. Was da geknipst wurde! Den Tieren allerdings mag die Reise im schaukelnden Palankin oder auf hohem Räf, hangwärts auf holprigen, stellenweise pfadlosen Wegen, ungewohnt genug

vorgekommen sein. Endlich war das Ziel erreicht. Gradaus, oben am Auslauf einer steilen Geröllhalde, wölbte sich eine grosse, lawinensichere und auch wasserspendende „Balm“. Rechterhand führten Grasbänder zu ausgedehnten, ebenfalls lawinengeschützten Legföhrenbeständen hinüber. Jedermann stimmte überein: Ja, das ist allerdings eine ganz ideale Stelle, wo den Tieren die Freiheit zurückgegeben werden kann! Rasch bildeten die ältern Sekundarschüler von Meiringen eine Sperrkette, um die Tiere zu zwingen, in der gewollten Richtung abzuziehen. Dann wurden die Kisten geöffnet und die Tiere loslassen. Wie Schlauftrunkene, die sich erst noch an plötzlich hereinflutende Helligkeit gewöhnen müssen, blinzelten sie um sich und orientierten sich in der Runde. Dann übernahm eine der Geissen die Führung und zog in der gewünschten Richtung ab. Die zwei Böcke aber nippten zuerst ein paar Tröpflein Rieselwasser, und nach einem Kreuzundquer verschwand die Familie im Legföhrendickicht. Sie hatten ihre Urheimat wiedergefunden. Andern Morgens früh schon meldete der eifrige Wildhüter, er habe die Tiere vom „Gletscherhubel“ aus „abgespiegelt“ und im gleichen Gebiet, wo sie ausgesetzt worden, wohlauf gefunden. Die Stelle scheint ihnen also zu behagen. Von Schwarzwaldalp und vom Rosenlauigletscherhubel aus wird es möglich sein, die Tiere in der Freiheit zu beobachten, ohne sie selber zu stören.“

Diese im „Bund“ vom 25. Juni 1926 (Nr. 265) erschienene Schilderung der ersten Steinwildaussetzung in den Engelhörnern beweist die immer-wiederkehrende Tatsache, dass solche Anlässe stets ein *Erlebnis* für alle Anwesenden bedeuten, wobei stets die Fragen gestellt werden: Wie wird es den freigewordenen Tieren ergehen, wie werden sie sich halten? Gewöhnlich wird den Wildhütern die Aufgabe erteilt, ja in der ersten Zeit recht aufmerksam die Tiere zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten. Das geschah auch hier, und dieser lautete recht günstig, trotzdem über Nacht ein stärkerer Schneefall eingesetzt hatte, den die Tiere gar nicht tragisch nahmen. Man muss sich immer und immer wieder wundern, wie solche Tiere, die noch keine Bergfreiheit kosteten, sich überaus rasch in die ganz neuen Verhältnisse einfinden, ganz besonders auch in die Nahrungs suche, die sie nun eben selbstständig vorzunehmen haben. Aber auch die Einstellung auf Gefahren (Steinschlag, Lawinen, Adler usw.) bedeutet etwas Nochnichtdagewesenes. Hier spielt ja wohl das „*Erbgedächtnis*“ der Art seine für uns Menschen noch so geheimnisvolle Rolle.

Schon nach zwei Monaten ging in dieser Kolonie ein Bock an Lungenentzündung ein, und bald darauf konnten die Wildhüter ein immer mehr sich geltend machendes Verziehen der Kolonie feststellen. Die Sichtung wurde demnach fast verunmöglicht, wenn auch dann und wann ein bis mehrere Stück beobachtet wurden. 1929 hatte bereits eine Auswanderung ins jenseitige *Urbachtal* stattgefunden, nachdem im gleichen Jahre wiederum 6 Stück (je 3 Böcke und Geissen) ausgesetzt wurden. Aber im nämlichen Sommer tauchten die Tiere zur grössten Ueberraschung plötzlich am Südwesthang des *Wetterhorns* bei Grindelwald auf, wo sie in unmittelbarer Nähe des oberen Grindelwaldgletschers standfest geworden und geblieben sind. Ueber die Gründe dieser Auswanderung lässt sich nichts Bestimmtes sagen; sicher ist, dass den Tieren das jetzige Gebiet besser behagt. Der jetzige Bestand beträgt aber kaum mehr als **15 – 20** Stück; die Kolonie dürfte sich also doch als lebensfähig erweisen. Der Bezug des 10 km entfernten neuen Standortes dürfte m. E. kaum von jenen Tieren vorgenommen worden sein, die im Urbachtal gesichtet wurden, sondern eher von solchen, die sich auf der Westseite der Engelhörner aufgehalten haben; es sei denn, die ersten hätten die obersten Gräte dieser Gebirgskette überstiegen. An eine Ueberschreitung der an das Well- und Wetterhorn anstossenden Gletscher ist nicht zu denken bei der Abgeneigtheit des Steinbocks gegen vereiste Gebiete und ewigen Schnee. Auf alle Fälle sollte für die neue Siedelung eine richtige Verwendung künstlicher Salzlecken stattfinden, damit sie ortstreu bleibt. Weitere Nachschübe aus dem Wildpark wären wohl angezeigt.

Steinwildaussetzungen im Gebiete der Engelhörner.

1926: 2 ♂ zweijährig

1 ♂ einjährig

2 ♀ zweijährig

1 ♀ einjährig

2 ♂ stammen aus dem St. Galler Wildpark.

1929: 1 ♂ zweijährig

2 ♂ einjährig

3 ♀ einjährig

6. Die Walliser-Steinwildkolonie im Val de Bagnes.

Ausser dem Kanton Graubünden hatte wohl kein anderer Kanton so sehr ein Anrecht auf die Wiederbesiedelung seiner erhabensten Gebirgswelt mit Steinwild als der Kanton *Wallis*. War er doch, wie wir eingangs hörten, der letzte, der den Steinbock noch bis ins letzte

Jahrhundert hinein beherbergte. Unterhandlungen der Walliser-Regierung mit dem Eidgen. Oberforstinspektorat und dem Alpenwildpark Harder-Interlaken führten denn auch 1928 zu einem Ersteinsatz von 5 und im folgenden Jahre zu einem Nachschub von weiteren 4 Stück. 3 Böcke stammen aus dem St. Galler-Wildpark.

Als Aussetzungsgebiet wurde eines der südlichen Seitentäler des grossen Rhonetals, das bei Martigny ausmündende *Val de Bagnes* gewählt. Nahe seinem obersten Teile zweigt sich ein kleines Nebental ab, dessen Hintergrund der 3705 m hohe Mont Pleureur bildet. Kaum ein Mensch betritt dieses einsame, weltabgelegene Gebiet, das als eidgenössischer Jagdbannbezirk alle Eigenschaften eines Steinwildasyls auch in topographischer Hinsicht besitzt. Auf alle Fälle erfüllt es die Bedingung grösstmöglicher Ruhe für das Wild, was schon einen wesentlichen Vorteil für dieses bedeutet.

Hierher wurden in den Jahren 1928 und 1929 9 Stück, 4 Böcke und 5 Geissen eingesetzt, wobei auch beidemal eine Mischung von Tieren aus beiden Wildparken erfolgte. Das nicht leichte Auffinden infolge unübersichtlichen Gebietes liess längere Zeit keine genaue Zählung zu; man darf aber heute mit einem Bestande von **15—20 Stiick** rechnen, da verschiedene Male hier geborene Junge festgestellt werden konnten. Auch diese Kolonie dürfte weitern Zuschub erhalten.

Aussetzungen im Val de Bagnes.

(♂ = Böcke, ♀ = Geissen.)

1928: 2 ♂ und 3 ♀, 1 ♀ zweijährig, die übrigen einjährig.

(1 ♂ von St. Gallen.)

1929: 2 ♂ und 2 ♀, 1 ♀ zweijährig, die übrigen einjährig.

(die ♂ aus St. Gallen.)

4 ♂ und 5 ♀, zusammen 9 Stück.

V. Zusammengefasste Ergebnisse der Steinwild-Wiedereinbürgerung.

In den vorausgehenden Abschnitten haben wir versucht, ein Bild zu geben von der Gründung und der weiteren Entwicklung der neun Steinwildkolonien in den Schweizeralpen. 24 Jahre sind seit dem ersten Einsatz des Alpensteinbocks in das Gebiet der Grauen Hörner (1911) verflossen; es folgte nacheinander die Schaffung weiterer Kolonien. 1914: Piz d'Aela ob Bergün, 1920: Nationalpark (Piz Terza-